

Wöchentlich 75 Pf., monatlich 2,25 M.  
(davon 87 Pf. monatlich für Zustel-  
lung ins Haus) im voraus zahlbar.  
Postbezug 2,97 M. einschließlich 60 Pf.  
Postgebühren und 72 Pf. Postbestellge-  
bühen. Auslandsabonnement 5,65 M.  
pro Monat; für Länder mit ermäßig-  
tem Drucksachenporto 4,65 M.

Bei Ausfall der Lieferung wegen  
höherer Gewalt besteht kein Anspruch  
der Abonnenten auf Ersatz.

Ercheinungswerte und Anzeigenpreise  
siehe am Schluß des redaktionellen  
Teils.

# Vorwärts

## Berliner Volksblatt

### Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Mittwoch  
21. September 1932  
Groß-Berlin 10 Pf.  
Auswärts 15 Pf.



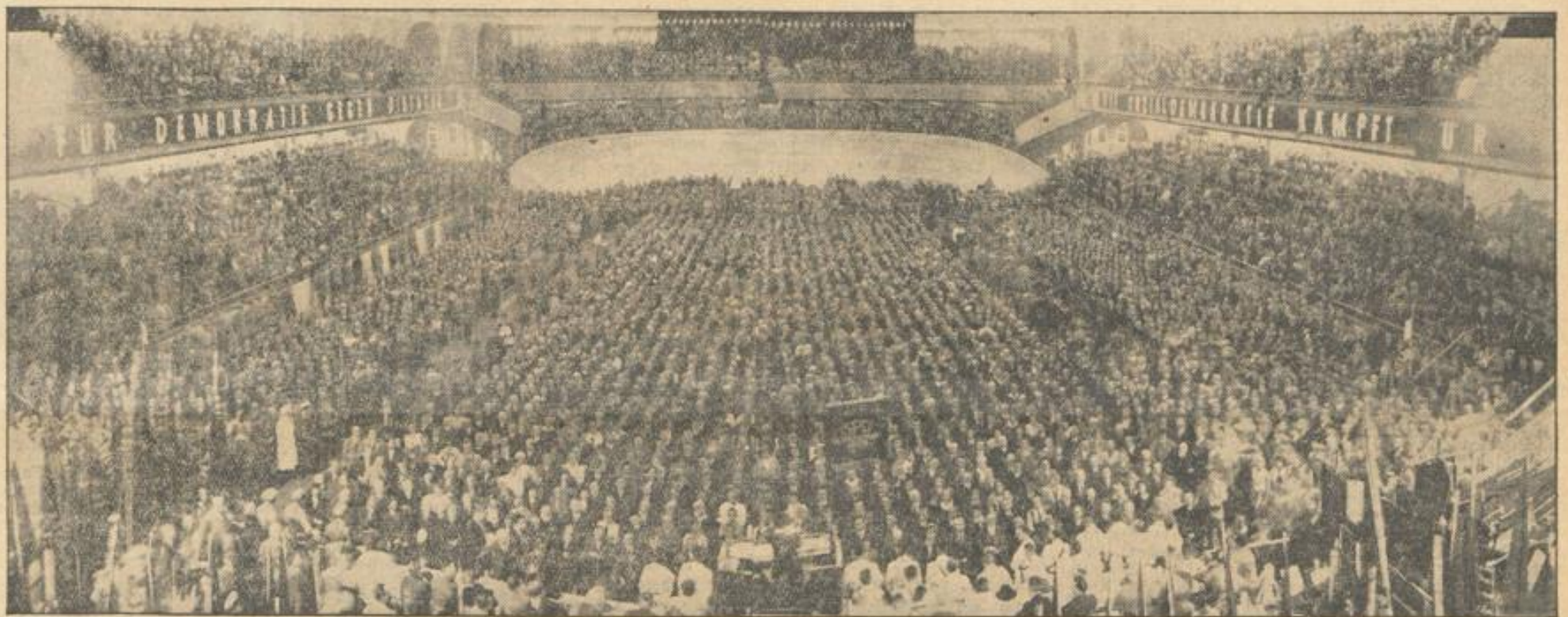
Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstr. 3  
Fernspr.: Dönhoff (A 7) 292-297, Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin.

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postcheckkonto: Berlin 37 536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und  
Beamten, Lindenstr. 3. Dt. P. u. Disc.-Ges., Depositenk., Jerusalemstr. 65/66.

# Wir greifen an!

## Wels und Löbe rufen zum Freiheitskampf.



Die Berliner Sozialdemokratie hat den Wahlkampf eröffnet, sieben Wochen vor dem Entscheidungstag. Daß sie gerüstet und entschlossen ist, das bewies der imponierende Verlauf der überfüllten Kundgebung im Sportpalast.

Nicht lärmende, aufflackernde Begeisterung, sondern unermüdete kampfesfrohe Bereitschaft, abermals unter Aufbietung aller Kräfte den Feinden der Arbeiterklasse und der sozialen Demokratie siegreich die Stirn zu bieten — das war das Kennzeichen dieser Kundgebung im Zeichen der roten Fahnen und der drei Pfeile. Die Berliner Sozialdemokraten, die vor sieben Wochen über 700 000 Stimmen aufgebracht haben, werden durch Agitation und Aufklärung dafür sorgen, daß in sieben Wochen noch weit mehr Wählerinnen und Wähler sich zu ihrem Programm und zu ihren Zielen bekennen.

Nicht wir sind es, die einen fünften Appell an das Volk zu scheuen brauchen. Mag auch der Name der Eisernen Front neueren Datums sein, die sozialistische Bewegung ist zu alt, erprobt, zu festgeschmiedet, zu diszipliniert, um nicht jederzeit bereit zu sein, dem Ruf ihrer Führer geschlossen zu folgen: am 6. November zum fünften Male innerhalb von neun Monaten und, wenn es sein muß, ein sechstes Mal bald danach. Wir sind bereit, jederzeit und immer bereit! Das war das Gelöbnis der 18 000, die aus allen Teilen Berlins in den Sportpalast zusammengeströmt waren.

Aber über diese Demonstration der Kraft und des Kampfwillens hinaus gewann die gestrige Kundgebung eine eminent politische Bedeutung durch die aufsehenerregenden Enthüllungen des Genossen Otto Wels über den Verzweiflungsplan Adolfs Hitlers am Vorabend der letzten Reichstagsstagung:

Als der nationalsozialistische Führer sah, daß ihm der Weg zur Macht durch Hindenburgs Nein versperrt war, wollte er durch die Vermittlung des Zentrums die Sozialdemokratie für eine gemeinsame Aktion zur Absetzung Hindenburgs durch einen Reichstagsbeschluß mit Zweidrittelmehrheit gewinnen! Die „Marxisten“, die „Landesverräter“, die „Novemberverbrecher“ sollten sich dazu hergeben, seine enttäuschten Machtansprüche auf Umwegen zu befriedigen!

Daß wir uns auf solche betrügerischen Geschäfte nicht

eingelassen haben, ist selbstverständlich, und die Versammlung brachte durch Zurufe und Beifall zum Ausdruck, was sie von den Charaktereigenschaften dieses neuen Messias des deutschen Spießbürgertums hält.

Und wie es in den obersten Sphären der NSDAP. aussieht, dafür lieferte Wels einen neuen Beweis mit der weiteren Enthüllung eines Schrittes von Gregor Straßer bei Schleicher, ebenfalls am Vorabend der Reichstagsauflösung:

Gregor Straßer suchte den Reichswehrminister auf und legte ihm nahe, auf Hitler einzuwirken, damit er endlich seinen Anspruch auf den Reichskanzlerposten preisgebe, den zu bekleiden er gar nicht fähig sei. Aber Schleicher war offenbar bereits fest entschlossen, den Weg der faktischen Diktatur mit Papen weiterzugehen und lehnte eine solche Einwirkung ab.

Diese Enthüllungen werden im In- und Ausland in den kommenden Tagen zweifellos im Vordergrund des politischen Interesses stehen und im Wahlkampf selbst dazu dienen, den nationalsozialistischen Mitläufern zu zeigen, wie es mit ihrer Führung bestellt ist.

Zu immer neuer Begeisterung rüttelte unser Parteivorstand die Versammlung auf, als er in ergreifenden Worten das sozialdemokratische Bekenntnis zum Vaterland und zur Heimat im Sinne einer höheren Kultur, im Sinne der staatsbürgerlichen Freiheit ablegte und den Mißbrauch der nationalen Gefühle durch Hitler, den Mann des Bürgerkrieges, und durch Papen, den Mann der Herrenschicht, brandmarkte.

Nun folgte Genosse Paul Löbe, der, wie der Bezirksvorsitzende Franz Künstler unter immer wiederholten Beifalls- und Freiheitsrufen feststellte, in Berlin erst recht populär geworden ist, seitdem er durch seinen Eintritt in die „Vorwärts“-Redaktion den Berliner Parteigenossen noch näher steht. Seine teils humorvollen, teils packenden Worte rissen die Versammlung immer wieder zu Beifallsstürmen auf, als er den Kagenjammer der betrogenen Nazis verhöhnte, die Verantwortung der Kommunisten eindringlich nachwies, die sozialreaktionäre Gefährlichkeit des kapitalistischen Papen-Kurses feststellte und als er schließlich die Rettung aus der Wirtschaftskrise allein durch den Sozialismus verkündete.

Ein paar zündende, aus dem Herzen kommende, zu den Herzen sprechende Worte des österreichischen Abgeordneten Genossen Karl Ellenbogen, ein flammendes Gelöbnis des Genossen Franz Künstler, ein strammer Abmarsch der Fahndelegationen unter den Klängen unserer alten Truglieder — die Berliner Sozialdemokratie zieht siegesbewußt in den neuen Kampf!

Stehend, mit zum Schwure erhobener Faust, grüßten die Massen die Banner der Freiheit, die von unseren Kämpfern im Arbeitsrod, in der Uniform des Reichsbanners oder im Sportdreh in den Saal geleitet wurden. Dann eröffnete Franz Künstler die erste Wahlkundgebung der Berliner Eisernen Front mit dem Hinweis darauf, daß in der Eisernen Front Parteigenossen, Gewerkschaftskollegen, Arbeiterportier und unsere tapferen Reichsbannerkameraden zu dem gemeinsamen Werte der Freiheit vereint sind. Einen ersten Gruß widmete Künstler dann dem im Zuchthaus sitzenden Berliner Reichsbannerkameraden Max Rothe, und er fügte hinzu: Es wird der Tag kommen, wo die Opfer der Reaktion wieder an unserer Seite für Sozialismus, Demokratie und Freiheit kämpfen werden. Ein Zeichen der innigen Verbundenheit zwischen Berliner Partei und Berliner Reichsbanner waren die Worte, die Künstler an den am Vorstandstisch sitzenden Kameraden Bößfel richtete, der noch immer unter den schweren Verwundungen leidet, die er durch einen feigen Ueberfall nationalsozialistischer Burschen erlitt.

Genosse Künstler erinnerte dann an den großen Wahlsieg unserer schwedischen Genossen und begrüßte mit herzlichsten Worten den Genossen Ellenbogen aus Deutschösterreich und Vertreter der deutschen Sozialdemokratie der tschechoslowakischen Republik. Mit einem Appell, auch in diesem fünften Wahlkampf des Jahres in mutigem Angriff auf alle Segner die Pflicht zu erfüllen, schloß Künstler seine einleitenden Sätze. Nachdem dann Martha John hinreichend Verse der Freiheit gesprochen hatte, nahm das Wort, stürmisch begrüßt, der Vorsitzende der deutschen Sozialdemokratie

#### Otto Wels:

Die Beauftragten des Herrenklubs in der Wilhelmstraße haben entschieden, daß das deutsche Volk am 6. November wiederum zur Wahlurne gehen muß. Das Urteil über die Regierung Papen ist bereits gesprochen, noch ehe das Volk zur Wahlurne geht. Sie wird wiederum eine Schlappe erleiden und wir wollen dann sehen, ob es der Reichspräsident nochmals wagt, wiederum einen Vorwand zur nochmaligen Auflösung des Reichstags



# Hoover ermahnt Deutschland.

## Weitere Beteiligung an der Genfer Konferenz erwünscht.

Washington, 20. September.

Präsident Hoover erklärte heute: „Was Pressenotizen aus Paris über die deutsche Gleichberechtigungsforderung anlangt, so ist die Haltung der amerikanischen Regierung klar. Die einzige Frage, für die unser Land Interesse hat, ist eine schrittweise Einschränkung der Rüstungen in der ganzen Welt. Wir gehören nicht zu den Unterzeichnermächten des Versailler Vertrages und daher auch nicht zu den Partnern der Bestimmungen über die deutsche Rüstungsbeschränkung. Dies ist einzig und allein eine europäische Frage. Die Vereinigten Staaten haben immer erklärt, daß sie in eine Diskussion darüber nicht ein-

greifen. Es liegt uns daran, daß Deutschland sich weiterhin an der Abrüstungskonferenz beteiligt, die heute für die ganze Welt so erfolgversprechend ist und seine Mitwirkung zur Erreichung dieses großen Zieles zur Verfügung stellt.“

Bei aller Vorsicht und Zurückhaltung stellt diese Erklärung Hoovers eine deutliche Mahnung an Deutschland dar, sich weiter an der Genfer Konferenz zu beteiligen, die er für „erfolgsversprechend“ erklärt, während die deutsche These bekanntlich dahin geht, daß von Genf nichts zu erwarten sei.

zu unterschreiben. Mehr als neun Zehntel des Parlaments wählten dieser deutschnationalen Baronsregierung ab. In jedem anderen Staat wäre nach dieser ungewöhnlichen Willensäußerung des Reichstags gesehen, was selbst der Vorstand eines neutralen Regierungskabinetts getan hätte. Der mit der Geschäftsführung beauftragte Vorstand wäre zurückgetreten.

Es entspricht dem Geist der ostentativen Straußjunker, daß auf die Meinung von neun Zehnteln des Volkes und seiner Vertreter geachtet wurde.

Damit haben sich die Barone als echte und unverfälschte Nachkommen jener Hengste und Kackerheie erwiesen, die schon immer den Staat nur als ureigene Domäne betrachtet haben. Die Schottbarone und Junker sind unverändert geblieben: Wir sind „wir“ und schreiben uns „von“!

Wenn diese Herrschaften heute wieder an der Macht sind, dann durch Zug und Trug der Braunen Häuser, überhaupt aller Diktaturarbeiter, ob sie nun von Rom oder von Moskau oder von einem schmarzweißen Kuratorium in der Wilhelmstraße ausgehalten werden. Ohne Hitler kein Papen, ohne Papen keine Notverordnung und ohne Hungerverordnung nicht Millionen, die am Leben lieber heute als morgen verhungern möchten. Mögen Hitler und Göring heute noch so sehr toben gegen Hugenberg und Papen, es gibt keine Seite der Welt, die Hitler und seine Wandersführer weißwaschen könnte von der ewigen Schmach des Volksverrats.

Warum stehen denn die Erretter Deutschlands erst heute in Opposition zu Papen, Gahl und Schleicher? Ist Herr von Papen, ist Herr von Gahl, ist der Herrenklub plötzlich ein anderer geworden? Die Herren Barone haben sich nicht gewandelt!

Ob Braune Häuser oder Herrenklubs — aus ihren Herdern ist jahrelang die gleiche Melodie gekommen: „Nieder mit dem Marxismus.“ Hitler und seine Männer haben dem Herrenklub ermöglicht, Brünning zu stürzen. Sie haben gejubelt, als die Barone die preussische Volksregierung mit Gewalt aus dem Amte holen ließen. Heute läuft Herr Kertel zu Hindenburg, um ihn um die Entfremdung des Herrn Bracht zu bitten. Heute spielen die Diktaturarbeiter die Verfassungsschützer. Aber wir wiederholen es immer wieder: Ohne Hitler kein Papen, ohne Hitler kein Kabinett der feinen Leute, ohne Hitler keine Notverordnung des Herrn Papen, ohne Hitler kein Renten- und Unterhaltungsabbau von jährlich 1 1/2 Milliarden Mark, ohne die Braunen Häuser kein Herrenklub, ohne die Reiterhunde des Kapitals kein Lohnabbau, ohne Hitler kein Ende des Wohlstandsfeingleichens nicht findet. Für die Zwischenzeit haben sich Zentrum und Nationalsozialisten für den bevorstehenden Wahlkampf gegenseitige Schonung zugelassen. Wir wollen diese Eintracht nicht stören, aber wir wollen den Nationalsozialisten im gegenwärtigen Wahlkampf mehr noch denn je

**Sie verspricht alles: dem Volk die Republik, den Fürsten und Baronen die Wiederherstellung der Monarchie, den Katholiken die Erhaltung des lieben Gottes und des Christentums, den Protestanten die Austilgung der Jesuiten und die Vernichtung des Papstes und der schwarzen Pest.**

Mit Vertretern dieser „schwarzen Pest“, den maßgebenden Führern des Zentrums, haben die maßgebenden Führer der Nationalsozialisten in letzter Zeit wochenlang zu Koalitionsbesprechungen zusammengesessen. Es hat sich aus diesen Gesprächen ein Ruhhandel entwickelt, wie er in der parlamentarischen Geschichte Deutschlands feingleichlich nicht findet. In der Zwischenzeit haben sich Zentrum und Nationalsozialisten für den bevorstehenden Wahlkampf gegenseitige Schonung zugelassen. Wir wollen diese Eintracht nicht stören, aber wir wollen den Nationalsozialisten im gegenwärtigen Wahlkampf mehr noch denn je

### die Maske vom Gesicht

reißen. Wie sahen wochenlang einträchtig beisammen. Es wurde geschwätzt, einmal im „Kaiserhof“ und das andere Mal in der Dienstwohnung des Reichspräsidenten Hindenburg. Dieser Hofsofete aller Reichspräsidenten leitete auch die Besprechungen, die einer Aktion gegen den Reichspräsidenten galt. Aus der Umgebung des Reichspräsidenten waren Nationalsozialisten und Zentrum darüber informiert, daß der Präsident für eine schwarzbraune Koalition vorläufig noch nicht zu haben sein würde, obwohl die Reichspräsidenten mit Hitler an der Spitze ihre Verfassungstreue ehrenwürdig und hundertprozentig versicherten und einiger Ministerfessel wegen auch bereit gewesen wären, ihre Agitationsphrasen von der „Judenverfälschung“ und dem „System von Weimar“ durch schriftliche, sozusagen natürlich beglaubigte Erklärungen zum offenen Licht zu werfen. Aber das nützte alles nichts, weil der alte Herr — ich will nicht die Ausdrücke gebrauchen, deren sich Hitler bei den schwarzbraunen Verhandlungen im Hause des Reichspräsidenten über Hindenburg bedient hat, der ein für alle Male noch Reubend geschickt werden sollte — nicht wollte. Hitler beschwor deshalb das Zentrum, den alten Herrn abzusehen. Er hielt eine längere Rede, gepickt mit Redensarten und schönen Wechseln auf die Zukunft, in der er den Zentrumsvetretern an Hand der Verfassung klar machte, daß die Abkehrung des Reichspräsidenten durch Beschluß des Reichstags mit Zweidrittelmehrheit möglich sei.

**Ja, dieser Todfeind der Nazis, der uns seit Jahren landauf, landab „Novemberverbrecher“ und „Volksverräter“ tituliert hat, dessen Mund das Wort vom Körperrollen entführen ist — dieser österreichische Ehrenmann beschwor die schwarzen Nazis förmlich, uns, den Novemberverbrechern, die Bundesgenossenschaft der Nationalsozialisten im Kampf gegen Hindenburg anzubieten.**

Diese Dinge kennzeichnen die Verlogenheit und Pflichtwidrigkeit der nationalsozialistischen Parteiführer. Die Hitler, Straßer und Goebbels, die sich als Todfeinde des Marxismus ausgeben, bieten uns, den Novemberverbrechern, eine Kampfgemeinschaft ausgerechnet zur Verteidigung jener Volksvertretung an, die sie jahrelang in den Schmutz gezogen und als „Ristfall“ bezeichnet haben. Während sie uns dies Angebot machen ließen, verachteten sie mit dem Zentrum die künftige Gestaltung der Reichsleitung auszunobeln. Wenn Brünning als Präsidentschaftskandidat durchs Ziel gegangen wäre, dann hätte Hitler Reichstanzler zu werden. Und so glaubte man, die schwarzbraune Koalition doch noch auf diese oder jene Weise zustande bringen zu können.

Otto Wels wurde immer wieder von stürmischem Beifall unterbrochen. Seine

**Enthüllungen über die schwarzbraunen Verhandlungen und den Vorstoß der Nationalsozialisten gegen den Reichspräsidenten**

wurden mit der gespanntesten Aufmerksamkeit aufgenommen. Wels fuhr fort:

Hitler in seinem krankhaften Ehrgeiz hat die Hoffnung, doch noch wie Herr von Papen Bismarcks Nachfolger werden zu können, noch nicht restlos aufgegeben. Aber die ihn groß gemacht haben, haben weder den Glauben an eine Reichspräsidentenschaft Hitlers noch an seine Reichstanzlerschaft. Sie suchen Hitler so oder so zu torpedieren. Am 9. September hat Straßer Schleicher besucht und ihn gebeten, Hitler die Unmöglichkeit seiner Kanzlerschaft klar zu machen. Schleicher sei der einzige, der das könne. Aber Schleicher lehnte ab und veröffentlichte sofort darauf das bekannte Kommuniqué, in dem es hieß, daß er zu einer Verfälschung des Gedankens einer Präsidialregierung nicht die Hand bieten würde.

**Wenn eine Systempartei das wäre, was Hitler und seine Trabanten jahrelang voverzählten, dann ist**

**diese Nazi-partei die schlimmste und erbärmlichste Systempartei, die sich je angemacht hat, in die Geschichte und Geschichte eines Volkes einzugreifen. (Stürmischer Beifall.)**

40 Jahre lang stehe ich im politischen Leben, aber solche Unwahrhaftigkeit ist mir noch nie vorgekommen. Mit solchen Gegnern gibt es für uns kein Pattieren, da gibt es für uns nur Kampf bis zum letzten! Im Innern dieser Partei steht es gleich ungesund und unwahrhaftig aus. Goebbels und Straßer selbst sind es, die immer wieder die Pläne Hitlers torpedieren wollen.

Wels schilderte dann den

**Sintergrund der schwarzbraunen Verhandlungen in Preußen.**

Nach am 16. Juni hat der Führer der nationalsozialistischen Landtagsfraktion Kube die Angehörigen des Zentrums „Kreuzscharen“ genannt, die das Kreuz schänden“. Heute, zwei Monate später, sieht man zusammen und verhandelt. Diese Partei trägt das Kainsmal des Brudermordes, das Zeichen der Lüge und des Betruges. Wir haben diese Menschen, die Herr von Papen als „aufbauwillige Kräfte“ ansah, immer für die Zerstörer und Totengräber von Volk und Nation gehalten. (Stürmischer Beifall.) Horben, die Bürgerkrieg und Arbeitermord verkünden und dennoch fähig sein sollen, Deutschland wieder aufzubauen, sind von Kräften groß gezogen worden, die sich jetzt wundern, weil die Bomben in einem Augenblick losgingen, in dem man es nicht wünschte!

Eine Partei, deren Führer die Mörder von Botempe Kameraden nennt und die einen Fememörder Heines, einen Fememörder Schulz in den Reihen ihrer Abgeordneten hat, soll als eine wahrhaft nationale Kraft bezeichnet werden können?

**Uns nennt man antinational und undeutsch. Allerdings, wir schreien unseren Patriotismus nicht auf allen Gassen aus. Wir schämen uns, die hohen Berggriffe Heimat und Vaterland mit Nord und Bürgerkrieg in einem Atem zu nennen. (Erneute, begeisterte Zustimmung.) Unser Herz schlägt für Frieden und Völkerverständigung (neuer Beifallsturm), aber nach den Worten des ersten Toten des Weltkrieges, unseres großen Jean Jaurès, ist die Nation für uns das Schatzkästlein der Völker. Wir lieben diese Heimat, in der wir groß wurden, wir ehren die deutsche Kultur, wir beugen uns vor den deutschen Müttern, wir lieben das Land der Arbeit und das Land der Wissenschaft, wir sind eins mit den Arbeitern und Bauern, wir wissen, was Vaterland und Heimat bedeuten. Und auf dieses Deutschland sind wir stolz von ganzem Herzen, von ganzer Seele!**

(Wiederholte stürmische Zustimmung.) Aber weil wir dieses Deutschland lieben, weil wir der Millionen Kriegsverwundeten und der Millionen Kriegstoten gedenken, deshalb wenden wir uns gegen die Regierung der Herrentaste, deshalb kämpfen wir gegen jede Diktatur, mag sie von Hitler, Thalmann oder Papen ausgehen. Das deutsche Volk braucht keine Diktatur, es will sie nicht, es will Arbeit, Brot, Frieden und Freiheit. Dafür kämpfen wir, dafür siegen wir. Freiheit! (Stürmischer Beifall.)

Als zweiter Redner trat

**Paul Löbe,**

mit begeisterten Ovationen empfangen, an das Rednerpult: Auf dem Braunen Haus sieht ein schwarzer Kater (Unhaltende Heiterkeit), der herzerreißende Töne über die von Schleicher und Papen verführte Liebe jault. (Neue Heiterkeit.) Diese Töne klangen uns gestern von den Plakatwänden entgegen, und am vorigen Donnerstag hallte die Klage in diesen Räumen wider. Göring und Goebbels fühlen sich um das Erstgeburtsrecht betrogen, das sie sich für das Einseitgericht der Uniformen und der Auflösung erkauft hatten. Sie klagen jetzt, daß Herr von Papen die Volksvertretung mißachtete. Sie drohen mit Rache, sie stellen mit Entsetzen fest, daß die Papenheimer noch schlimmer sind als die marxistischen Bonzen. Wir wollen ihnen sagen: Wir legen nach wie vor Wert darauf, bel ihnen in dieser Konkurrenz die erste Stelle einzunehmen. (Heitere Zustimmung.) Aber wer hat denn den „feinen Herren“ den Weg gebahnt, wer sagte, die Masse will nichts als Brot und Spiele und hat kein Verständnis für Ideale? Wer forderte die Herrentaste, die auf Grund ihrer besseren Rasse das Recht hat, rücksichtslos und brutal zu herrschen? Herr Hitler war es!

Run hält eben Herr von Papen sich für die „bessere Rasse“. Er stammt ja aus dem Herrenklub und trägt das Wörtchen „von“ vor seinem Namen. Der nationalsozialistische Geschichtsdarsteller hat: „Der Adel ist der naturgegebenen Spender deutschen Führertums.“ Run ist der Adel da. Im Weiltrennen zwischen Has und Schweigel ist Hitler zweiter Sieger geblieben und Schleicher schneller geschlichen. (Danganhalten-der Beifall.)

Wir können Hitler herzliches Beileid aussprechen, aber herbeigeführt ist die Situation durch seine eigene Schuld. Am Ernst: Wenn jetzt Rechte und Linke sich beschweren, so wäht doch kein

Regen ab: sie sind die Bahnbrecher des Kabinetts der Barone. (Sehr richtig!) Wenn die Rechte die Herrenmoral verteidigt, die Linke die Demokratie verächtlich macht, und wenn beide Diktatur für das richtige Regierungsprinzip halten, haben sie eben Herrn von Papen den Weg geöffnet. Das müssen wir auch denen von links sagen, die vielleicht unbewußt gehandelt haben. (Sehr richtig!)

Man fragt heute im Volke: Lohnt es sich überhaupt noch einmal zu wählen, wenn das Parlament ausgeschaltet und der Reichstag arbeitsunfähig geworden ist? Folgt nicht der 20. Juli in Preußen die Machtlosigkeit der demokratischen Gewalten? Aber

**es handelt sich nicht um die politischen Rechte allein, obgleich sie der Stolz des freien Mannes in allen Kulturböckern sind. Es geht auch um die wirtschaftliche Existenz, um Lohn, Rente und Unterstützung!**

Je mehr der Einfluß des Reichstags sinkt, um so tiefer sinken Löhne und Renten, um so mehr ist das Tarifrecht bedroht. Volkrecht, Volkseinkommen, Volkserziehung stehen in untrennbarem Zusammenhang.

Genosse Löbe wies dann geschichtlich nach, wie unter der Regierung Müller-Wissell eine Hebung der Sozialbezüge möglich war, wie unter Brünning bei 110 Nazis die Sozialdemokratie schon in die Abwehr gedrängt wurde, und wie unter der Regierung Papen bei 230 Nationalsozialisten und 90 Kommunisten überhaupt keine Rücksicht mehr genommen zu werden braucht. Papen sagte sich zunächst: Ich habe hinter mir die SA, den Stahlhelm und die Reichswehr, ich kann mir jeden Angriff auf die Lebenshaltung der Arbeiter gestatten. Wer die politischen Rechte kürzt und das Parlament entmachtet, bedroht die Existenzgrundlage des Volkes. Beides muß zurückgewonnen werden.

**Wir können unzufrieden sein mit dem Reichstag und einen neuen verlangen. Wir können auch unzufrieden sein mit der Partei und eine andere Faktion fordern. Wir können unzufrieden sein mit den Personen und neue an ihre Stelle setzen. Die Waffen selbst aber, Reichstag und Wahlrecht, Parlament und Demokratie, dürfen wir nicht aus der Hand geben.**

(Stürmische Zustimmung.) Wer anders tut, liefert die Gewalt freiwillig den „feinen Herren“ aus, wie man heute sagt. (Neue Zustimmung.) Deshalb haben die Kommunisten unfeindlich davon mitgeholfen, als sie die Reichsmittel des Reichstags zerstören halfen. (Lebhafter Beifall.) Indem sie riefen: Weg mit Braun und Seering! Weg mit Brüning! geketteten sie Bracht und Papen mit auf den Thron. Sie mußten wissen, daß in der Zeit der Krise ihre Macht wie die unsere nicht stark genug war, bessere an die Stelle der Gestirten zu setzen.

Der 20. Juli in Preußen war eine Niederlage. Es wäre freudig, sich darüber hinwegzusetzen. Jeder von uns empfindet es genau wie Ihr. Wollen wir aber daraus lernen, müssen wir die Zusammenhänge und die Ursachen feststellen. Seit April 1932 gab es keine demokratische Mehrheit mehr in Preußen. Nazis und Kommunisten konnten die demokratische Regierung stürzen und haben sie gestürzt, aber sie konnten keine neue Regierung bilden. Andere Parteien sind später in die gleiche Zwangslage gekommen wie wir. Wir hatten die Nationalsozialisten mit dem „Marsch auf Berlin“ gedroht und die „Ausrottung des Systems“ angekündigt. Am 13. August wurde Hitler in der Reichskanzlei mit schicktem Abschied entlassen! Am 13. September wurde 280 Abgeordnete verurteilt: „Ihr habt nichts mehr zu sagen.“ Wo blieben die kräftigen Töne und das Pröhlen mit den 400 000 SA-Leuten? Sind sie nach Berlin marschiert, haben sie die Gewalt angewendet? Nein.

Sie haben sich an die Plakatwände geflüchtet,

und auch die kräftigen Töne Ihres Herrn Göring waren eine halbe Stunde später schon ziemlich matt geworden. Den Kommunisten, die am 31. Juli einen Wahlerfolg errangen, wurde die „Rote Fahne“ auf vier Wochen verboten und die Rote Hilfe durchsucht. Ihre Genossen wie die unseren schwächten in den Zuchthäusern. Aber auch dort von den angedrohten Gewaltmitteln keine Spur! Auch der zentrale Betriebsrat der Kommunisten sah mit allen gegen sechs Stimmen ein, daß ein Generalstreik in der Zeit der Krise aussichtslos bleiben muß. Wenn Herr Hitler seine SA-Leute zu schade sind, dann sind uns Blut und Leben der Proletariat erst recht zu schade. (Stürmischer, minutenlanger Beifall.)

Löbe rief dann auf zum Kampf für

**Volksbegehren und Volksentscheid**

und zum Angriff für die sozialistischen Ziele. Die Methode der Koalition hat ihre Zeit gehabt und uns große Dienste getan. Sie ist vorüber. (Beifall.) Die Methode der Tolerierung hat ihre Zeit gehabt, sie war nötig zur Abwehr. Sie ist vorüber. Jetzt ist die Zeit der Opposition wieder gekommen. Wir wollen sie kräftig und tapfer führen, nicht verantwortungslos, nicht sinnlos, sondern immer so, daß, wenn wir morgen die Macht übernehmen, wir das ausführen können, was wir gefordert haben.

In einer Zeit, da Parlamentarismus und Parteienverfemt werden, erheben wir das Banner der Partei, wir betonen uns zu den Berken der eisernen Berke, zu den Worten Georg Herweghs:

Partei, Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,  
die doch die Mutter aller Siege war!  
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider!  
Und die Parole: Sklave oder frei!  
Selbst Götter steigen vom Dampf hernieder  
und kämpfen auf der Finne der Partei!

Nachdem sich der stürmische Beifall gelegt hatte, sprach Genosse Ellenbogen-Blen kurze Worte der Begrüßung und betonte die leidenschaftliche Anteilnahme der österreichischen Genossen an dem Kampf der deutschen Sozialdemokratie. Diese Anteilnahme sei um so glühender, als in den Herzen der österreichischen Sozialdemokraten der Seh der österreichischen Verfassung lebendig bleibe, nach dem Oesterreich ein Bestandteil der Deutschen Republik ist.

Nach kurzen Schlussworten Franz Kilmärs beschloß der gemeinsame Gesang der Internationale die erhebende Kundgebung.



# Der Hansson betraut.

Sozialistische Minderheitsregierung?

Stockholm, 20. September. (Eigenbericht.)

Der schwedische König hat den sozialdemokratischen Abgeordneten Per Hansson mit der Neubildung der Regierung beauftragt. Hansson hat sich die Entscheidung über die Annahme des Auftrages vorbehalten. Am Montag wird sich die sozialdemokratische Partei über die Bildung einer sozialdemokratischen Minderheitsregierung beraten. Mit der Bildung einer derartigen Regierung ist zu rechnen.

Per Hansson ist zuletzt Chefredakteur des Stockholmer „Sozialdemokraten“ gewesen. Er ist 48 Jahre alt und war bereits zweimal Kriegsminister. Mit Gustav Mäler vertritt er die schwedische Partei in der Exekutive der Internationale.

# Max Slevogt gestorben.

Ganz unerwartet für alle Freunde seiner Kunst ist am Dienstagmorgen die Nachricht gekommen, daß Max Slevogt auf seinem Landgut Neustadt bei Landau in der Pfalz an einem schweren Herzleiden kurz vor Vollendung seines 64. Lebensjahres verstorben ist.

Der den mächtigen, bis in die letzte Zeit so gesund und urwüchsig aussehenden Mann gekannt hat, steht erschüttert vor dem Schlag, der ihn plötzlich gefällt hat. Slevogt war in diesem Sommer nicht bloß, wie er es oft getan hat, zur Erholung und um dort die ihm so nahe stehende Landschaft zu malen in seine pfälzische Heimat gefahren; er hatte einen bestimmten Auftrag zu erledigen, Fresken in der Friedenskirche zu Ludwigshafen am Rhein zu malen. Mitten aus dieser Arbeit scheint ihn der Tod gerissen zu haben.

Es ist seltsam, daß erst am Ende seines Lebens die süddeutsche Heimat sich auf seine künstlerische Kraft besonnen hat; in Berlin und Umgebung hatte Slevogt schon längst Proben seines gewaltigen Temperamentes im Fresko geliefert, wo früher die ebenso heiteren wie malerisch reich gefassten Wanddekorationen aus Neu-Cladow jetzt im Kronprinzenpalais das schönste Zeugnis ablegen.

Berlin verliert so nach und nach die großen Vertreter seiner impressionistischen Kunst. Auf Louis Corinth, der uns vor sieben Jahren entzogen wurde, ist in diesem Jahre Ulrich Hübner gefolgt, und nun beklagen wir den unersehlichen Verlust von Slevogt.

Ueber seine künstlerische Bedeutung soll in Kürze ausführlich berichtet werden. P. F. Sch.

# Bracht läßt verbieten!

Auch das ist eine Antwort.

Auf Verlangen Brachts hat der Oberpräsident der Provinz Sachsen das Bundesorgan des Reichsbanners Schwarz-Rot-Weiß „Das Reichsbanner“ auf die Dauer von vier Wochen verboten!

Den Vorstand zu dieser neuesten Unterdrückungsmaßnahme bietet ein in der Nummer 35 vom 17. September erscheinender „Offener Brief an den stellvertretenden Reichskommissar in Preußen Oberbürgermeister Dr. Bracht“, der die „Schuld von Ohlau“ behandelt. Schreiber des Offenen Briefes ist der — Verteidiger der Angeklagten von Ohlau, Rechtsanwalt Dr. Braun-Rogdeburg.

Auf diesen „Offenen Brief“ gibt der stellvertretende Diktator in Preußen keine andere Antwort als das — Verbot!

Auch das Verbot ist eine Antwort, die verstanden wird. Freilich anders, als Dr. Bracht es wünschen mag!

# Nazi als Rundfunk-Programmleiter.

Der Intendant wieder kaltgestellt?

Die Berliner Funkstunde ist um einen neuen Nationalsozialisten und um eine neue leitende Stelle reicher geworden. Zwischen die Programmabteilungen und den Intendanten wurde eine „Programmleitung“ geschaffen. Der Zweck der neuen Einrichtung ist leicht zu erkennen, wenn man weiß, daß der — aus München berufene — Leiter dieser Abteilung, Richard Roth, Nationalsozialist ist. Dr. Duster, der nach Friedrichs Verdrängung den Berliner Intendantenposten bisher kommissarisch verwaltet, ist zwar offensichtlich politisch sehr rechts orientiert; da er indessen einen „hundertprozentig nationalsozialistischen“ Rundfunk anscheinend doch ablehnt, bekämpft der „Angriff“ ihn schon seit langem.

Jetzt wird durch Eingliederung der „Programmleitung“ der von den Nazis erwünschte Mann den einzelnen Sendeabteilungen auf die Nase gesetzt. Der Programmleiter untersteht, wie es heißt, unmittelbar dem Intendanten; in dessen Abwesenheit ist er sein Vertreter. Und in dessen Abwesenheit? Der Intendantenposten und sein Verwalter Dr. Duster haben nach Einschaltung der neuen Stelle doch wohl nur noch dekorative Bedeutung. Der P. i. B. Scholz hält sich empfohlen!

# „Jud Süß“ beim Hakenkreuz.

Die Literaturlundigen der Hitler-Presse.

Vor dem Landgericht München fand am Dienstag ein Verleumdungsprozeß des nationalsozialistischen „Illustrierten Beobachter“ gegen den Redakteur Genossen Goldschagg der „Münchener Post“ statt, die seinerzeit festgestellt hatte, daß der „Illustrierte Beobachter“ einen Roman ohne Kenntnis, Erlaubnis und Angabe des Verfassers abgedruckt hatte.

In der Verhandlung konnte von den Vertretern des „Illustrierten Beobachter“ nachgewiesen werden, daß der Roman in gutem Glauben von einem gewissen Nebenig erworben und honoriert wurde, der sich als der Verfasser ausgeben hatte, während der wirkliche Verfasser der Wiener Schriftsteller Walter Süß war. Goldschagg wurde wegen übler Nachrede zu 500 M. Geldstrafe verurteilt, da das Gerücht der Ansicht war, der Vorwurf des literarischen Diebstahls sei unbegründet.

Trotz des Prozesses bleibt der Keinsfall des Hitler-Blattes ungeheuer. Die Goebbels den Antiriesengroman Remarques unbesehen nachdruckte, weil er ihm von einem deutschstämmigen aufstrebenden „Autor“ unterschoben wurde, so druckte das illustrierte Hakenkreuzblatt ebenso unbesehen den Roman eines Juden ab, nur weil er ihm von einem Nebenig (das klingt bedenklich an „Rebbe“ an!) angeboten wird.

Was braucht aber auch ein germanischer Edeling in der deutschen Literatur Bescheid zu wissen! Er kann die Juden jeden Tag zum Frühstück perspejien, warum soll er nicht einen jüdischen Roman drucken?

# Konflikt mit Preußen.

Der 20. Juli soll wiederholt werden.

Die Papen-Regierung lebt mit fast neun Zehntel des deutschen Volkes im Konflikt. Sie liegt im Streit mit den Parteien, mit den Landesregierungen, mit den Gewerkschaften und mit anderen Interessensverbänden, überhaupt mit fast allen Institutionen und Körperschaften, die mit dem Herrentum nichts zu tun haben wollen. Jetzt steht sie im Begriff auch mit dem Preussischen Landtag einen Konflikt vom Feine zu brechen.

Im Preussischen Landtag haben die „aufbauwilligen Kräfte“ des Herrn Papen und ihre kommunistischen Helfershelfer kürzlich einen Beschluß gefaßt, wonach die preussischen Beamten den Anweisungen der kommissarischen Regierung nicht Folge zu leisten brauchen.

Der preussische Reichskommissar von Papen und sein Stellvertreter, der Essener Oberbürgermeister Dr. Bracht, fordern nun, daß dieser Beschluß schnellstens rückgängig gemacht werde, da er die Staatsautorität gefährde. Diese Forderung hat Papen im Verlauf der Unterredung des nationalsozialistischen Landtagspräsidenten Kerl mit dem Reichspräsidenten am Montag offiziell erhoben, so daß sich am Mittwoch wahrscheinlich der Vizepräsident des Landtags mit diesem Ansuchen befassen wird. Die Entscheidung über die Aufhebung des Beschlusses liegt selbstverständlich bei den Parteien, die ihn gefaßt haben.

Wird der Beschluß nicht zurückgenommen, dann wollen die Barone nach der Papen-Presse in Preußen wie am 20. Juli nochmals die „Ruhe und Ordnung für gestört“ erklären und daraus das Recht einer Auflösung des Preussenparlamentes folgern. Auf einen Konflikt mehr kommt es bei den Baronen schließlich nicht mehr an!

Bei der „grundsätzlich neuen Staatsführung“, die Papen eingeführt hat, ist es kein Wunder, wenn auch die deutsche Sprache „grundsätzlich neu“ gestaltet wird, wenigstens durch die Pressereform der Regierung. Der klare Tatbestand, den wir oben schildern, wird in der amtlichen Meldung so vertortelt: „Bei der während der Unterredung zwischen Reichspräsidenten von Hindenburg, Reichstagspräsident von Papen und dem Reichspräsidenten des Preussischen Landtags Kerl seitens des Reichstagspräsidenten von Papen in seiner Eigenschaft als preussischer Reichskommissar erfolgte Beanstandung eines Landtagsbeschlusses handelt es sich um einen kommunistischen Antrag, der in der Sitzung des Preussischen Landtages vom 20. August d. J. Annahme fand.“

Gefegnete Mahlzelt!

# Goebbels im Scheinwerferlicht.

Er streitet mit „Berichtigungen“ ab. — Wir legen Beweise vor.

Goebbels schickt uns auf Grund des Pressegesetzes zu unserem Artikel: „Goebbels, der Palastsozialist“ im Nr. 441 vom 18. September eine Berichtigung:

Hier ist zunächst der Wortlaut der Berichtigung:

„Es ist un wahr, daß meine Frau im Hause derer von Dirksen die Kronprinzessin betend durfte. Diese Behauptung ist schon deshalb un wahr, weil meine Frau niemals im Hause von Dirksen die Kronprinzessin gesehen hat.“

Es ist un wahr, wenn behauptet wird, daß ich mit Brüning und Raas kuhhandelnd in Görings Zimmer am runden Tisch niedrige parlamentarische Geschäfte abhapsele.

Ich habe nie weder mit Herrn Brüning noch mit Herrn Raas eine Unterredung gehabt und inselgedessen auch keine parlamentarischen und andere Kuhhandelsgeschäfte mit ihnen abhospeln können.

Es ist un wahr, daß ich eine feudale Wohnung am Reichstanzlerplatz eingerichtet und von Schutze-Raumburg für Zehntausende von Mark habe künstlerisch ausstatten lassen.

Die von meiner Familie und mir benutzte Wohnung am Reichstanzlerplatz war bereits und ist noch Eigentum meiner Frau. Sie ist alles andere als feudal.

Es ist un wahr, daß diese Wohnung von Professor Schutze-Raumburg mit einem Aufwand von Zehntausenden von Mark künstlerisch ausgestattet worden sei; unmöglich schon allein deshalb, weil ich die Zehntausende einfach nicht besitze.

Un wahr ist, daß ich den Standartenführern einen mit Blattgold belegten prunkhaften Kronleuchter in meiner Wohnung zeigte.

Ich besitze überhaupt keinen mit Blattgold belegten Kronleuchter. Un wahr ist die Behauptung, daß ich als armer Studiosus meine Studiengehälter von Zentrumsberatern gepumpt habe.

Un wahr ist endlich, daß ich mir die Riefengehälter für das reiche Leben aus der SM, die meine Zeitungen und Broschüren verkaufen, und aus dem Eintrittsgeld der einfachen Leute verschaffe.

Ich bezehle keine Riefengehälter und vermag sie inselgedessen auch nicht zu verlieren, da ich das mir angebotene reiche Leben nicht führe.“

Dr. Goebbels.

Herr Goebbels läßt ferner im „Angriff“ verkünden, daß in jedem Falle Klage angestrengt werde, in dem die von uns wiedergegebenen Behauptungen weiter verbreitet werden.

Wir stellen zunächst fest, daß wir lediglich Behauptungen wiedergegeben haben, die ein bisher im „Angriff“ hochgeschätzter P. g., Herr Klute-Bürger, in Nr. 2 von „Der Deutsche Weg“ vom 18. September 1932 verbreitet hat. Unter den Behauptungen, die Klute-Bürger aufgestellt hat, sind aber einige, die ohne weiteres beweisbar sind. Da Herr Goebbels die Stirn besitzt, sie led abzu-leugnen und im „Angriff“ den „Vorwärts“ der Lüge zeihen zu lassen, werden wir sie nunmehr beweisen!

Zunächst der Fall Kronprinzessin und Frau Goebbels:

„Gesellschaftsbericht der „Neuen Freien Presse“, Wien, — des Blattes des jüdisch-liberalen Bürgerturns — aus Berlin:

... Um neue Mittel aufzubringen für die von der Kronprinzessin schon vor dem Kriege gegründete Cäcilienhilfe, fand unter dem Protektorat und in Anwesenheit der Frau Kronprinzessin im Hotel Esplanade eine große Abendveranstaltung statt, die im Zeichen des Goethe-Jahres stand...“

Der Kronprinz und die Kronprinzessin nahmen mit der Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihrer Prinzessin-Tochter, Prinzessin Friedrich Slegismund von Preußen, ihrem Bruder, Prinzen Schaumburg-Dippe und der Herzogin Adolf Friedrich zu Mecklenburg in der ersten Reihe Platz. Auf der anderen Seite Ihrer Kaiserlichen Hoheit, die den Darbietungen mit sichtlich Freude und Anteilnahme folgte, und das Zeichen zum lebhaft einsetzenden Beifall gab, sah Frau Staudt, erste Vorsitzende der Cäcilienhilfe, in deren umschichtigten Händen Vorbereitung und Leitung des Abends lag. Der Kronprinz unterhielt sich lebhaft mit dem Präsidenten der italienischen Handelskammer, Major Renzetti, Vertrauter und naher Freund Mussolinis, und Frau Renzetti, während seine hohe Gemahlin sich in den anstehenden Saal begab, um dort mit der ihr eigenen bezaubernden Liebesswürdigkeit Cerise zu halten...“

Im Laufe des Abends ließ die hohe Frau noch verschiedene andere Persönlichkeiten an ihren Tisch bitten. So die junge Frau Dr. Goebbels, deren erstes Erscheinen in der Gesellschaft lebhaftes Interesse erregte.

Frau von Dirksen, die von den führenden Damen der Gesellschaft als erste ihr Haus den Nationalsozialisten gastfreundlich geöffnet, stellte sie der Kronprinzessin vor. Eine wunderschöne Frau, in einer Wolke von hauchartigem weißen Chiffon mit goldblondem Haar, strahlenden großen grauen Augen, von dunklen Wimpern umrahmt, und von bezaubernder Anmut.

Ein ganz großer Abend — Träger von Namen, die mit der

Geschichte des alten Preußens und des Kaiserreichs identisch sind... Frau von Rheinbaben, der Gatte, der Staatssekretär a. D., sich zur Zeit bei der Abrüstungskonferenz in Genf befindet...“

Hier ist nichts mehr zu bestreiten, es war ein öffentlicher Vorgang bei den „feinen Leuten“, sogar bei den ganz feinen Leuten, es war ein ganz großer Abend aller reaktionären Kräfte und Frau Goebbels knickte dabei vor der Kronprinzessin.

Zur Vorsorge! Goebbels spricht ferner etwas verächtlich „vom Hause derer von Dirksen.“ So behandelt man seine Freunde nicht, Herr Goebbels! Nach der Auflösung der SM. verbandte Frau Viktoria von Dirksen, die unstreitig ebenfalls zu den „feinen Leuten“ gehört, folgenden Bettelbrief:

„Erzelenz Frau Viktoria von Dirksen bittet um eine Gabe zwecks Unterstützung der Wohltätigkeitseinrichtungen der aufgelösten SM. und SS.-Verbände, wie Küchen, Bazarrette, Unterkunftsräume für Erwerbslose, Hauspflege... Quittungen gehen direkt durch das NS.-Hilfswerk zu.“

Herr Goebbels will keine parlamentarischen Kuhhandelsgeschäfte abhapsele haben. Wir wissen in der Tat nicht, ob Herr Goebbels Verhandlungsaustag hatte. Aber er war beim Kuhhandel im Reichstag anwesend! Im übrigen anerkennen wir den Eifer, mit dem sich Goebbels von Hitler, Straker und Göring distanzieret! Er schreit laut: „Seht, die haben gekuhhandelt, aber ich nicht! Ich bins nicht gewesen, ich bin ein besserer Mensch!“ Das nennt man noch Treue!

Goebbels Wohnung: eine Stiebzimmerwohnung am Reichstanzlerplatz ist immer eine feudale Angelegenheit, im übrigen: siehe Bild, das von Hitlers Hofphotograph stammt. Wer die Einrichtung bezahlt hat, ob er oder sie, interessiert uns nicht, der Finanzausgleich in der Familie Goebbels geht uns nichts an. Herr Klute, den wir zitiert haben, berief sich auf Zeugen. Da Goebbels klagen will, sehen wir den Dingen mit Spannung entgegen.

Schließlich die Studiengehälter von Goebbels. Diese Angelegenheit ist gerichtsnotorisch. Am 31. Januar 1931 berichtete die „Königliche Volkszeitung“:

„Gegen Dr. Goebbels hat ein interessanter Prozeß geschwebt, in dem am 3. Juli 1929 vom Landgericht III in Berlin (10.0 228/26/18) das endgültige Urteil ergangen ist. Daraus ergibt sich folgender Tatbestand:“

Dr. Goebbels hat sein Studium mit Hilfe des bekannten Albertus-Magnus-Bereins finanziert.

der bekanntlich die Aufgabe hat, jungen Katholiken das Universitätsstudium zu ermöglichen, durch Darlehen, die der Albertus-Magnus-Berein wieder aus den Mitgliedsbeiträgen der deutschen Katholiken zusammenträgt. Wenn an sich schon die Tatsache, daß Herr Goebbels seinen Doktor auf Kosten der deutschen Katholiken gebaut hat, nicht eines pikanten Reizes entbehrt, so ist die weitere Entwicklung der Sache um so interessanter.

Zunächst ließ Dr. Goebbels gegenüber seinem Gläubiger, dem Albertus-Magnus-Berein, natürlich nichts mehr von sich hören, trotzdem er sich vertraglich zur Rückzahlung des Darlehens von 900 M. verpflichtet hatte, das ihm in den Jahren 1917 bis 1918 (also Frontkämpfer an der Universität) ausbezahlt worden war. Erst mitten in der Infation, am 15. Mai 1923

zahlte Dr. Goebbels das Darlehen von 900 M. mit 109 Goldpfennigen zurück.

Als der Albertus-Magnus-Berein die Aufwertung geltend machte, reagierte Dr. Goebbels aus seiner natürlichen Bornehmtheit heraus drei volle Jahre hindurch darauf nicht. Schließlich blieb dem Albertus-Magnus-Berein, nachdem alle seine Bemühungen drei Jahre hindurch ohne jeden Erfolg geblieben waren, nur der Klageweg übrig. Zunächst Verläumdungsprozeß, gegen das der vornehme Goebbels prompt Einspruch erhob. Er ließ es auf ein Urteil ankommen und das Landgericht beschleunigte ihm seine Verpflichtung zur Rückzahlung von 400 M., die er dann in drei Raten gnädigst abzahlte.“

Mit dieser Feststellung rundet sich das Bild. Der Student mit großzügig vorgeschossenen Studiengeldern — der politische Abenteuerer, der sich seiner moralischen Verpflichtungen nicht mehr erinnert — der Mann einer reichen Frau, dem sich über die Frau und den Salon Dirksen der Weg zur „Hoffähigkeit“ erschließt — der Demagoge, der trotzdem über die „feinen Leute“ ziert! Ein Zeitbild, aber kein schönes!

Nun ermesse man die Dreistigkeit, mit der dieser Mann „Berichtigungen“ fabriziert!

Gandhi in den Hungerstreik getreten. Gandhi teilte am Dienstag genau um zwölf Uhr mittags mit, daß er mit dem Hungerstreik begonnen habe. Da er unpolitisch sein soll, hat der Arzt ihm verboten, Besuche zu empfangen.







# Um Tod und Leben.

## Die neun Kommunisten und der SA.- Sturm 33.

Wäre das Gericht, vor dem sich die neun Kommunisten zu verantworten haben, kein Sondergericht und drohten wenigstens fünf von den neun Angeklagten wegen gemeinschaftlichen Totschlags nicht auf Grund der Rotverordnung die Todesstrafe, dieser Prozeß unterschiede sich in nichts von so und so vielen ähnlichen Prozessen, in denen blutige Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten verhandelt werden. So liegt aber über der Verhandlung eine außerordentliche Spannung, es geht hier um Tod und Leben.

Die Anklage behauptet, daß die neun Kommunisten am 29. August nach vorgefaßtem Plane die Nationalsozialisten, die von einem geschlossenen Sturmabend in den Hohenzollernhöfen ihrem Lokal in der Röntgenstraße 12 zustrebten, aufgefauert und niedergeschossen hätten. In scheinbar kraftlosem Widerspruch zu dieser Annahme steht die bereits in der gestrigen Verhandlung unwiderleglich festgestellte Tatsache, daß sämtliche Schüsse aus der Richtung von dem SA.-Verkehrslokal, ja teilweise selbst aus dem Eingang des Hauses, in dem sich das Verkehrslokal befindet, abgefeuert worden sind, und daß im Hofe dieses Hauses zwei Pistolen gefunden wurden, von denen eine unzweifelhaft am selben Abend im Gebrauch gewesen ist. Wie versucht nun die Anklage diesen Widerspruch zu lösen? Da heißt es, die Kommunisten hätten sich eben im Eingang des Hauses Röntgenstraße 12 verborgen gehalten und von da aus auf die heimkehrenden SA.-Leute geschossen; auch die aufgefundenen Pistolen hätten sie im Hofe des Hauses versteckt.

Die angeklagten Kommunisten halten der Staatsanwaltschaft entgegen: wir waren die Ueberfallenen, zwischen unseren Leuten und den heimkehrenden SA.-Leuten war es zu einem Wortwechsel gekommen; während ein Teil der SA.-Leute noch mit uns herumtratschte, hatte der andere Teil bereits das SA.-Lokal erreicht. Die SA.-Leute feuerten auf uns, ohne daran zu denken, daß sie ihre eigenen Leute treffen könnten.

### Die schwere Verantwortung des Gerichtes.

Die Beweisaufnahme der nächsten Tage wird vielleicht darüber Klarheit bringen, wer recht hat: die Anklage oder die Angeklagten. Die Staatsanwaltschaft wird aber die ihr von der Rotverordnung aufgezwungenen Strafanträge nur stellen dürfen, wenn durchaus keine Zweifel an der Schuld der Angeklagten mehr vorhanden sein sollten, und das Gericht wird mit zehnfacher Vorsicht zu Werke gehen müssen, allein schon in Anbetracht des Umstandes, daß die angeblich Angegriffenen dem Sturm 33 angehört, der mindestens drei Tote und mehr als ein halbes Duzend verletzte Arbeiter auf seinem Gewissen hat. So lodert jetzt bei den Mitgliedern dieses Sturmes das Messer in der Scheide, so leicht lösen sich aus ihren Revolvern die Schüsse.

Die klarsten Aussagen machte gestern der Angeklagte Sterdt. Auch er gehört zur Staffel Kaffert. Der Angeklagte Calm hat tatsächlich bei Beginn der Versammlung an die Anwesenden die Frage gerichtet, wer von ihnen „Material“ habe. Gemeint waren damit Waffen. Alle verneinten, im Besitze von Waffen zu sein. Beim Nachhausegehen bewegte man sich in zwei Trupps. Ein kleiner ging voraus, ein größerer folgte. Der Angeklagte Sterdt ging allein hinter dem zweiten Trupp. Beim Einbiegen in die Röntgenstraße kamen drei Nationalsozialisten. Zwischen diesen und der Spitztruppe entstand ein Wortwechsel. Plötzlich trachten schnell hintereinander aus der Richtung vom Hause Nr. 12, in dem sich das SA.-Verkehrslokal befindet, Schüsse. Die Kommunisten warfen sich zu Boden, jemand rief: Schreckschüsse. Dann stoben alle auseinander. Sterdt will während er auf dem Boden lag, zwei Nationalsozialisten gesehen haben, die schossen. Der eine Schütze lief zur Apotheke und schoß von dort aus, der andere stand in der Mitte der Straße. Als bei dem einen die Ladung verlagte, wollte sich Sterdt aufrichten. Der SA.-Mann schoß aber in demselben Augenblick von neuem. Sterdt warf sich wieder zu Boden und erhob sich erst, als der SA.-Mann alle Schüsse verfeuert hatte. Dann versteckte er sich hinter einer Eisfabrik und bewaffnete sich dort mit Steinen, um sich der Angreifer zu erwehren.

Diese Aussage wird von sämtlichen Angeklagten in der einen oder anderen Form bestätigt, auch von denjenigen, die sich im Spitztrupp befanden. Dem Angeklagten Zweig wird vorgeworfen, daß er sich im Eingang zum Hause Nr. 12 aufgehalten habe. Man will in ihm einen der kommunistischen Schützen erkannt haben. Der Angeklagte Heine will wie der Angeklagte Zweig erst nach der Schießerei im Hausflur gewesen sein.

### Die Aussagen der Polizeibeamten.

Die Aussagen der zahlreichen Polizeibeamten, die unmittelbar nach den Vorgängen an Ort und Stelle erschienen waren, brachten nichts Wesentliches. Es bestätigte sich, daß der Angeklagte Calm dem Streifenwagen zugerufen hat, die Nationalsozialisten hätten geschossen. Es ergab sich ferner, daß die Polizeibeamten den Hauseingang nicht besetzt hatten, die SA.-Leute also auf diese Weise mit den Waffen entkommen konnten.

Der Bericht des SA.-Lokals schilderte, wie ganz unerwartet auf der Straße Schüsse krachten und gleich darauf die verwundeten SA.-Leute ins Lokal gebracht wurden. Er gibt zu, daß er in jedem kommunistischen Hause, der vorüberging, „Lokalstürmer“ vermutete. Mag sein, daß auch seine SA.-Leute der gleichen Ansicht waren, und daß eben deshalb an diesem Abend die Schüsse so leicht losgingen. Der Sachverständige, Professor Bräuning, stellte fest, daß alle Schüsse von der Seite her abgefeuert worden sind, auf der sich das SA.-Lokal befindet, teils unmittelbar vom Hauseingang Nr. 12, teils von dem Hause Nr. 13, teils von der Apotheke her. Die Schüsse stammen mindestens aus drei Pistolen. Eine davon wurde im Hofe des Hauses Nr. 12 gefunden. — Die Verhandlung geht heute weiter.

Folge eine ganze Reihe Grundstücksunterlagen ohne Debatte verabschiedet und Vorlagen zur Kenntnis genommen. Darunter befand sich eine Vorlage, in der der Oberbürgermeister mitteilt, daß er, gemäß einem Beschluß der Stadtverordnetenversammlung die Bezirksämter angewiesen habe, besondere Mittel für Verfassungsfeiern nicht mehr einzustellen, soweit das Verwaltungsjahr 1932 in Frage kommt.

## Verbrechervorm Sondergericht

### 15 Jahre Zuchthaus wegen Totschlags am Polizeibeamten.

Königsberg i. Pr., 20. September.

Das Sondergericht verurteilte den Angeklagten Otto Altröck wegen Totschlags, versuchten Totschlags, Rötigung und unbefugten Waffenbesitzes zu 15 Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrenrechtsverlust und den Schloffer Paul Klumpe wegen Beihilfe zum versuchten Totschlag, unbefugten Waffenbesitzes und Munitionsabgabe an Unbefugte zu insgesamt einem Jahr neun Monaten Zuchthaus und drei Jahren Ehrenrechtsverlust. Die Untersuchungshaft wurde bei Klumpe voll angerechnet.

Der Verhandlung lag folgender Tatbestand zugrunde: In der Nacht zum 19. September 1931 bemerkte der Polizeihauptwachmeister Benndt in Bablau bei einer Nachstreife die beiden Angeklagten, die neben einem Motorrad am Straßenrand saßen. Die Angeklagten kamen dem Beamten verdächtig vor, und er fragte nach ihrer Herkunft. Sofort krachten drei bis vier Schüsse, die Benndt tot niederstreckten. Die Täter ergriffen hierauf die Flucht. Ein großes Aufgebot von Polizei- und Kriminalbeamten nahm sofort die Verfolgung auf. Am nächsten Tage wurden die Täter auch in einer Ortschaft gefasst, und es entspann sich zwischen der Polizei und den Verbrechern ein Feuergefecht. Klumpe konnte dann, als er auf der Flucht stürzte, festgenommen werden, während Altröck entkam und nach Frankreich flüchtete, wo er wegen eines falschen Passes festgenommen wurde. Mitte August erfolgte die Auslieferung Altröcks an die deutschen Behörden. Der Staatsanwalt hatte gegen Altröck wegen Mordes die Todesstrafe beantragt.

## Zu Tode gebrüht.

### Furchtbarer Tod eines Arbeiters. — Mangelnder Schutz?

Wie erst jetzt bekannt wird, ereignete sich vor wenigen Tagen in der Sietauer Glashütte A.-G. in Alt-Strolau 63—65 ein tödlicher Unfall. Auf dem Hof des Großbetriebes befinden sich mehrere große Bassins, die mit brühend heißem Wasser gefüllt sind, in denen Weidengeflechte für die Umhüllungen der Glasballons bearbeitet werden. Der 44 Jahre alte Arbeiter Heinrich Riehn aus der Forster Straße 20 im Südosten Berlins, der mit dem Herausfischen der Weidengeflechte beschäftigt war, glitt auf einem schmalen Verbindungsteg plötzlich aus und stürzte in das heiße Wasser, das eine Temperatur von etwa 80 Grad Celsius hat. R. erlitt am ganzen Körper schwere Verbrennungen. Bewußtlos wurde der Unglückliche ins Auguste-Viktoria-Krankenhaus übergeführt, wo bei seiner Einlieferung nur noch der Tod festgestellt werden konnte.

Es erscheint dringend notwendig, daß sich die Gewerkepolizei mit den Verhältnissen an der Unfallstelle einmal genauer befaßt, denn offenbar ist der Unglücksfall durch mangelnde Schutzmaßnahmen verursacht worden. Wie uns mitgeteilt wird, sollen die gefährlichen Bassins in keiner Weise gesichert sein.

## Mit dem Dolch auf die Frau.

### Tragödie im Lokal. — Die geschiedene Frau niedergestochen.

In dem Lokal „Brennpunkt“ an der Ecke Rosenhafer und Gormannstraße spielte sich gestern Abend eine blutige Tragödie ab. Der Arbeiter Hergel stach dort mit einem Dolchmesser auf seine geschiedene Frau Margarete ein und verletzte sie lebensgefährlich. Der Täter wurde von Gästen überwältigt und der Polizei übergeben.

Er wurde vor einiger Zeit von seiner Frau geschieden. Als er gestern gegen 18.30 Uhr die Gastwirtschaft „Brennpunkt“ aufsuchte, traf er zufällig mit seiner früheren Frau zusammen. Es kam zu einer sehr erregten Szene, in deren Verlauf Hergel einen Dolch hervorzog und auf seine Frau eintraf, ohne daß die anwesenden Gäste den Rasenden zurückhalten konnten. Mit sieben schweren Stichen in den Oberkörper und den Unterleib brach die Unglückliche blutüberströmt zusammen. Der Täter versuchte dann zu flüchten, er wurde aber festgehalten und den Beamten des alarmierten Ueberfallkommandos übergeben. Die Schwerverletzte wurde ins St.-Hedwigs-Krankenhaus gebracht, wo sie bewußtlos daniederliegt.

## Messerstecherei am Wittenbergplatz.

Nach Schluß des Marktes auf dem Wittenbergplatz kam es gestern am frühen Nachmittag zu einem blutigen Zwischenfall. Der 38 Jahre alte Schleifer Otto Wilkman aus der Hochmeisterstr. 7 war mit dem 52jährigen Händler Ferdinand Spann aus unbekannter Ursache in einen Wortwechsel geraten, der sich bald derart zuspitzte, daß Spann ein Messer zog und sich damit auf seinen Widersacher stürzte. Durch einen Stich in die Hüfte wurde W. schwer verletzt. Er wurde ins Wilmersdorfer Krankenhaus nach der Achsenbachstraße gebracht. Der Messerstecher wurde festgenommen.

## Beisehung des erschossenen BBG.-Beamten.

Auf dem Luffen-Friedhof am Fürstenbrunner Weg in Charlottenburg wird heute um 13 Uhr der Betriebsinspektor der BBG. Otto Meyer, der bei dem Gedraub in Charlottenburg von den Autobanditen niedergeschossen wurde, beigesetzt. Mitglieder der BBG.-Direktion und zahlreiche Kollegen sowie Beamte der Verkehrsgesellschaft werden dem Toten das letzte Geleit geben.

**Wanderversammlung über Alt-Berlin.** Die nächste Wanderversammlung der Berliner Wanderversammlungen findet am 21. September, Mittw. 8 Uhr im Hotel „Sachsenhof“ am Wittenbergplatz statt. Treffpunkt 8 Uhr im Hotel „Sachsenhof“, Poststraße 18, Ecke Wühlendamm. Teilnahmesgebühr 1 M.

# Kinder sollen nicht hungern!

## Sozialdemokraten sichern freie Speisung bedürftiger Schulkinder.

Die gestern tagende außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten setzte die endgültige Verabschiedung des Haushaltsplanes für 1932 abermals von der Tagesordnung ab, weil die Vorberatungen im Haushaltsausschuß noch nicht beendet waren. An erster Stelle der Verhandlungen stand der Antrag der sozialdemokratischen Fraktion, der die Erhaltung der

### Schulspeisung für Erwerbslosenkinder

fordert. In der Sitzung am Donnerstag war diesem Dringlichkeitsantrag von den Deutschnationalen widersprochen worden, was die Sozialdemokraten zu lebhaften Protesten veranlaßte. Gestern wurde der Antrag von der Versammlung einstimmig angenommen. Wenn die Deutschnationalen auf ihren Widerspruch verzichtet hätten, wären die Kinder der Erwerbslosen einige Tage früher wieder in den Genuß des unentgeltlichen Mittagessens gekommen! Dem Antrag lag eine Verfügung des Oberbürgermeisters zugrunde, nach der die kostenlose Abgabe von Mittagessen an die Kinder von aus öffentlichen Mitteln unterstützt so eingeschränkt wird, daß von einer Freispeisung keine Rede mehr hätte sein können. Die Sozialdemokraten forderten selbstverständlich die Aufhebung dieser Verfügung. Welche Auswirkungen die Anordnung des Oberbürgermeisters gehabt hat, schilderte

### Stadtverordneter Faust (Soz.)

in längeren Ausführungen. Nach der Magistratsverfügung sollten die erwerbslosen Eltern für die Speisung des ersten Kindes wöchentlich 50 Pfennig, für das zweite und dritte Kind je 30 Pfennig bezahlen und erst das vierte Kind sollte freies Essen erhalten. Daß bei den ungeheuer gekürzten Unterstützungen die Eltern nicht in der Lage sind, die geforderten Beträge aufzubringen, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Der Zweck der Verfügung sollte offenbar der sein, die Schulspeisung auf eine einheitliche Linie zu bringen, weil bisher die verschiedenen Bezirke ganz verschieden vorgegangen waren. Der beabsichtigte, sich rein bürokratisch auswirkende Zweck ist nicht erreicht worden, wohl aber wurde eine Umwälzung in der Speisung bedürftiger Kinder hervorgerufen, die geeignet war, den Gesundheitszustand der an sich schon durch die bedrückte wirtschaftliche Lage der Eltern stark mitgenommenen Kinder noch mehr herabzusetzen. Die Verfügung des Oberbürgermeisters sah ein umständliches Antrags- und Prüfungsverfahren auf die Bedürftigkeit der Antrag-

steller hin vor; das Essen sollte nicht mehr wie bisher von den Volkstüchen direkt in die Schulen geliefert werden, sondern die Kinder sollten das Essen in besonderen Wohlfahrtsanstalten einnehmen.

### Kinder wären ohne Mittagessen geblieben.

Genosse Faust konnte an einem Beispiel aus einer Schule auf dem Wedding recht eindeutig darstellen, wie die Auswirkungen der Magistratsverfügung aussehen: Die beobachtete Schule hat 693 Kinder, von denen 508 Eltern haben, die nur auf öffentliche Unterstützungen angewiesen sind. Ueber 300 Kinder erhielten Freispeisung, nach dem Erlaß des Magistrats wurden 218 Anträge auf Freispeisung eingereicht, aber nur 30 bewilligt. Ergebnis: Von den 300 bedürftigen Kindern, die früher des Mittags kostenlos ein warmes Essen bekamen, sollten jetzt nur noch ein Zehntel in den Genuß dieser Fürsorge kommen. Faust stellte fest, daß die Jugendämter bei Bereistellung der im Etat für die Freispeisung eingezeichneten Mittel durchaus in der Lage wären, den Kindern im bisherigen alten Umfang kostenlosem Essen zukommen zu lassen.

### Stadtrat Wukty

erklärte für den Magistrat, daß die Verfügung sofort nachgeprüft und im Sinne der Antragsteller geändert werden wird. Der sozialdemokratische Antrag wurde dann, wie bereits erwähnt, einstimmig angenommen.

### Die zukünftige Musikpflege der Stadt.

Um das Berliner Philharmonische Orchester sicher zu stellen, soll zwischen dem Orchester und der Stadt ein Vertrag geschlossen werden, der gestern in Gestalt einer Dringlichkeitsvorlage dem Stadtverordnetenrat vorlag. Der Vertrag sieht die Auflösung und teilweise Uebernahme des Berliner Sinfonie-Orchesters, das bisher auch von der Stadt unterstüttet wurde, in das Philharmonische Orchester vor. Die Stadt, die beispielsweise 1931 für das Sinfonie-Orchester 157 000 Mark und für das Philharmonische Orchester 210 000 Mark Zuschüsse leistete, will trotz der Verstärkung der Philharmoniker auf 105 Musiker laut Vertrag nur noch 180 000 M. jährlich an Zuschüssen leisten, während der Restbetrag vom Reich übernommen werden soll. Die Vorlage ging ohne Debatte an den Haushaltsausschuß.

Zum Schluß wurden in der Stadtverordnetenversammlung in schneller

**ODOL-ZAHN PASTA**  
mit Lingner - Gedenkmünzen... sie haben Kaufkraft.



# Erna und ihr Freund.

Es kostet Geld, wenn man den Schupo schlägt.

Vor den Gerichtsschranken stehen Fräulein Erna und ihr Freund. Die beiden haben sich des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, der Beamtennötigung und sogar der Körperverletzung schuldig gemacht. Der Tatbestand der Anklage ist der traurige Ausgang einer Kneiptour. Und das kam so:

Die beiden Angeklagten hatten eine vergnügte Bummelreise unternommen — es galt, Erna, die schlecht gelaunt war, in rosigere Stimmung zu versetzen. Unter dem Einfluß reichlich genossenen Alkohols schaltete der Freund mit dem Auto eine allzu forsche Geschwindigkeit ein und hätte bei dieser Gelegenheit fast den Verkehrs-schupo an der Ecke Joachimsthaler und Schaperstraße auf dem Gewissen gehabt. Der Beamte notierte sich daraufhin die Nummer dieses temperamentvollen Herrenfahrers; das bemerkte Fräulein Erna, machte ihren Freund darauf aufmerksam, worauf dieser wendete und den Verkehrsbeamten zu Rede stellte; als der Beamte jetzt die Vorweisung des Führerscheins verlangte, wurde ihm dies verweigert, ja noch mehr, Ernas vom vielen Alkohol erhitztes Gemüt lief über und sie schlug dem Beamten ins Gesicht. Das konnte der Freund schließlich nicht auf sich sitzen lassen und so schlug er mit den Worten: „Sie wagen es, eine Dame anzupacken?“ seinerseits auf den Beamten ein. Mit Hilfe des Publikums wurden die beiden Rabiaten dann schließlich nach der Wache geschafft, wo Fräulein Erna einen zweiten, hinzukommenden Schupo mit der lebenswürdigen Begrüßung empfing: „Wenn ich einen Revolver hätte, würde ich auch niederschützen, ihr verfluchten Schupos!“ Die schlagfertige Dame fiel auch noch über diesen Beamten tödlich her. Vor Gericht vertiefte sie dann plötzlich ihr Gedächtnis, sie stand jetzt klein und beschiden vor dem Richter und schrieb die Schuld lediglich dem Teufel Alkohol zu. 240 R. Strafe für „sie“ und 1000 R. für „ihn“, den tühnen „Kneifahrer“, wird die beiden hoffentlich wieder auf den Boden der Wirklichkeit stellen. Dabei kamen sie noch mit blauen Augen davon.

## Muttchen singt . . .

In einer stillen Seitenstraße des Berliner Westens, mit schön gepflegten Vorgärten und stattlichen Wohnhäusern, vollführt eine armselige Alte allerlei Kapriolen. Mit zitterigen Knien macht sie kokette Tanzschrittschen, mit brüchiger Stimme singt sie Schlager. Die mustikalische Begleitung hat ein Kofferapparat, der, altersschwach wie seine Besitzerin, alle paar Minuten die Puste verliert und wieder aufgeblasen werden muß. Chauffeure und Zeitungshändler ringsherum machen ihre Glöckchen. „Die is doch aber mindestens ihre 17 Jahre alt“, meint der eine, worauf die ganze Korona in ein ortanartiges Gelächter ausbricht. Die Männer amüsieren sich, die Frauen dagegen erleben das Tragische der Situation und es gibt kaum eine, die nicht in ihre Tasche greift. „Wenn man verliebt ist, dann gibt es keine Uhr“, entströmt es ihren weißen Lippen. Starr, wie eingestoren, sieht ein neidisches Lächeln auf ihren verhärmteten Jügen. „Na, so jui gelaunt, Muttchen, bei den schlechten Zeiten“, ruft ihr der Bollejunge zu. „Grabe“, meint die Alte, „immer feste singen und hopfen mußte, dann wechzte nämlich nich, bist du eigentlich meschugge oder sinds die anderen, die dich auf deine alten Tage auf die Straße treiben!“ Und mit einem Knixchen quittiert sie den Sechser, den ihr der Milchjunge in ihre zitterige Hand drückt . . .

## Fallschirmabspung aus 6 000 Meter Höhe.

Kiel, 20. September.

Die Fallschirmpilotin Lola Schröder sprang aus einem Flugzeug in 6000 Meter Höhe zwischen Neumünster und Kiel ab und landete wohlbehalten in der Nähe des Selenker Sees.

# Die Lesezeit beginnt.

### Dazu ein Muckerfeldzug gegen die Leihbüchereien.

Die von Tag zu Tag länger werdenden Herbstabende lassen das Buch wieder zu Ehren kommen. Im Vordergrund wird natürlich wieder das Leihbuch stehen. Gegen die Unternehmer jedoch, die meist mit Hilfe ausgedehnter Filialnetze diese Bücher ausleihen, ist ein Feldzug in Vorbereitung, der noch zum mindesten einigen Staub aufwirbeln wird. Die Superintendanten der Sachens haben nämlich beschossen, „im Namen der evangelischen Öffentlichkeit den Kampf gegen das zweifelhafteste Schrifttum in den Leihbüchereien mit allen gesetzlichen Mitteln aufzunehmen“. Heute so etwas aussprechen, heißt ja, es bereits halb erfüllt sehen.

Rund sind diese Leihbüchereien aus dem Berliner Leben fast nicht mehr wegzudenken; noch im letzten Jahre hat ihre Zahl um etwa 50 Proz. zugenommen und besonders die Arbeitslosen gehören zur Stammkundenschaft dieser Geschäfte. Wenn allerdings gesagt wird, daß sie in Berlin monatlich 4 Millionen Bücher ausleihen, dann scheint das reichlich übertrieben, aber soviel steht doch wiederum fest, daß weiteste Kreise der Berliner Bevölkerung ihren Befehungen in der Leihbücherei stillen. Trotz der gegenüber den öffentlichen Bibliotheken sehr hohen Leihgebühr; aber der „Bücherfröhe“ wohnt um die Ecke und jeder Weg zur Stadtbibliothek kostet selber 50 Pf. Fahrgehd. Nun könnten diese Leihbüchereien ein Kulturfaktor außerordentlichen Ranges sein, wenn sie ihre Regale mit etwas dankbarerem Material füllen würden. Aber der Buchankauf der Berliner Leihbüchereien richtet sich anscheinend nach der Farbigkeit des Buchumschlages; je knalliger, desto besser. Darunter jede Art von Sittenroman, beschränkte Machwerke, die — gar keiner liebt! Man kann in einer beliebigen Stadt, gegen die Ausleiherinnen fragen: „Sagen Sie bitte, geben diese Bücher eigentlich?“ und immer wird die Antwort lauten: „Fast

# Unter dem Schatten der Sondergerichte.

### Aus dem Moabit von 1932.

Wie eine große, schwere Hand liegt auf Menschen und Dingen in Moabit der Druck der Sondergerichtsbarkeit. Man spürt ihn nicht nur in den Verhandlungsräumen, in denen Verurtheilte, für die sonst keine Gefängnisstrafen verhängt wurden, mit schwerem Zuchthaus belegt werden. Hier, wo gegen den 55jährigen Familienvater ebenso wie gegen den jugendlichen Arbeiter das furchtbare Urteil „Zehn Jahre Zuchthaus“ verkündet wird, weil sie geschossen haben sollen, ist die Luft gewiß besonders drückend. Angeklagte brechen zusammen, Frauen schluchzen und aus dem Publikum heraus erwacht machtlose Erbitterung.

Man merkt die Wandlung schon, wenn man durch das Portal in der Turmstraße schreitet. Der Zustand, den man sonst nur bei Monstreprozessen erlebte, ist Alltäglichkeit geworden: Gleich am Eingang muß sich jeder, der das Gebäude betritt, legitimieren, und der Polizeischutz draußen und drinnen ist verstärkt. Man sieht, vor allem, wenn man noch die vielen Zeugen aus den „militärähnlichen Verbänden“ hinzuzählt, mehr Uniformen als Talare.

## „Das Wort hat der Herr Staatsanwalt!“

Aber (und das ist sehr bedenklich) das Bestehen von Sondergerichten wirkt auch in die Säle hinüber, in denen vor ordentlichen Gerichten verhandelt wird. Da stehen beispielsweise zwei junge Leute vor Gericht, weil sie mit einem Molotofflästerstein nach politischen Gegnern geworfen haben. Niemand ist dabei zu Schaden gekommen, und die Sache ist etwa zwei Monate vor dem Erlass der Verurteilung über die Bildung von Sondergerichten vom 9. August passiert. Die beiden Angeklagten, die natürlich, wie so viele ihrer proletarischen Altersgenossen, seit Monaten oder Jahren arbeitslos sind, waren nicht in Untersuchungshaft genommen worden. So geringfügig schien ihre Tat. Der Staatsanwalt aber sagt in seiner Anklagerede: „Wie froh können die Angeklagten sein, daß ihre Tat nicht nach dem 9. August begangen ist. Dann wären sie jetzt hinter jener Barriere und ihre Strafe würde sicher sehr hoch ausfallen.“ Diese Art zu plädieren, ist ohne Zweifel ganz außerordentlich gefährlich; eine solche Sprache muß befürchten lassen, daß vor allem Laienrichter zu einer Härte veranlaßt werden, die bei einer durch

den 9. August unbeeinflussten Würdigung mit der Schwere der Tat in keinerlei Einklang steht.

## Menschen unter sich.

Wie sehr sogenannte politische Auseinandersetzungen mit der Faust oder dem Pflasterstein zwischen Anhängern der radikalsten politischen Gruppen oft von Veracht und Deffinitivität in ihrer Bedeutung überschätzt werden, zeigte eine Szene „zwischen den Schichten“, die man lehtin bei einem Prozeß erlebte. Die drei jungen kommunistischen Angeklagten, die sich hier wegen einer der beinahe alltäglichen Keilereien zu verantworten haben, sitzen vor, nicht in der Anklagebank. In der Anklagebank aber muß ein nationalsozialistischer Zeuge Platz nehmen, der wegen eines anderen Vergehens in Untersuchungshaft sitzt und vorgeführt wird. Das Gericht beschließt, den drei Angeklagten während der Zeit der Beratung wegen der vielleicht zu erwartenden hohen Strafe das Verlassen des Verhandlungsraumes zu verbieten. Kaum sind Staatsanwalt und Richter aus dem Raum heraus, als sich zwischen nationalsozialistischen Belastungszeugen und kommunistischen Angeklagten ein munteres Palaver abspielt. Man fragt, wie es denn „drin“ ist, der Untersuchungsgefangene erkundigt sich bei seinem „politischen Feind“, wie es dem und dem Mädchen geht, ob in der und der Kneipe immer noch Ruft ist und so fort. Aus dem Wandbehang kommt ein anderer nationalsozialistischer Zeuge und sein Bg. hinter der Barriere will von ihm Zigaretten. Der wachhabende Justizbeamte, ein jovialer Mann, der gern ein Auge zudrücken möchte, darf das nicht. Da sieht sich der eine Kommunist neben den Nationalsozialisten auf die Zeugenbank, läßt sich die Zigaretten in die Tasche stecken und schmuggelt sie dem Untersuchungsgefangenen zu. Diese jungen Leute nehmen eben eine kleine Keilerei lange nicht so ernst, wie das Gericht sie nimmt. Ein Zeuge von der Schutzpolizei meinte mit Recht: „Wenn doch die jungen Leute draußen auch so kameradschaftlich zueinander wären! Bei den politischen Sachen sieht man gerade unter den Jugendlichen nur selten richtige Verbredertypen . . .“

In dem Hause in der Turmstraße geschieht in diesen Wochen Furchtbares, und die Menschlichkeit scheint verbannt.

## Achtung, SPD.-Betriebsvertrauensleute!

Donnerstag, den 29. September, 19 ½ Uhr in den Musikorsälen, Kaiser-Wilhelm-Str. 31

# Funktionärkonferenz

### aller SPD.-Betriebs- und Gewerkschaftsfunktionäre

Tagesordnung: „Der Machtkampf für sozialistische Weltgestaltung“. Ref.: Arthur Crispian

Ohne Funktionärsausweis der Partei und Parteimitgliedsbuch kein Zutritt. Das Betriebssekretariat.

Die silberne Hochzeit begeht heute das Ehepaar Ernst und Margarete Liebing, gleichzeitig das 25jährige Jubiläum der Inhaberschaft des „Saalbau Friedrichshain“. Der Maurer August Buder und Frau Selma, Graubenszer Straße 10, begehen am 24. September das Fest der silbernen Hochzeit.

Das Fest der Goldenen Hochzeit feiert heute Genosse Gustav Heider und seine Ehefrau Emilie, geb. Rischke, SO 36, Euvoystraße 17. Seit dem Bestehen des „Vorwärts“ gehört Genosse Heider zu seinen Abonnenten.

## Ein entmenschter Vater.

### Schulz-Baldenburg vor dem Sondergericht.

Waldenburg, 20. September.

Vor dem hiesigen Sondergericht begann am Dienstagmittag der Prozeß gegen den früheren kommunistischen Bundtagsabgeordneten Richard Schulz wegen grausamer Mißhandlung seines elfjährigen Sohnes Werner. Der Andrang des Publikums war schon lange vor Beginn der Verhandlung derart stark, daß schließlich Polizeibeamte eingreifen und die Menschenmassen aus dem Gerichtsgebäude entfernen mußten.

Die Vernehmung des Angeklagten ergab, daß Schulz mehrfach vorbestraft ist, jedoch behauptete er, daß hier nur politische Vergehen vorgelegen hätten. Hinsichtlich der Mißhandlungen an seinem Sohn Werner gab er zu, von seinem Zuchtigungsrecht oftmals Gebrauch gemacht zu haben, weil der Junge ungehorsam gewesen sei. Habe er dabei die Grenzen des Zuchtigungsrechts überschritten, so sei dies aus „psychologischen Gründen“ erfolgt. Schwere Mißhandlungen im Sinne der Anklage stritt Schulz entschieden ab; er erklärte, daß sein Sohn Werner öfters hingefallen sei und sich dabei die Verletzungen zugezogen habe. Nach längerer Verhandlung beantragte der Staatsanwalt gegen Schulz wegen Vergehens gegen § 224 (Körperverletzung) eine Zuchthausstrafe von 4 Jahren und 5 Jahre Ehrverlust.

Das Gericht verurteilte den früheren kommunistischen Bundtagsabgeordneten Schulz wegen Körperverletzung in lebensgefährdender Weise und grausamer Art zu vier Jahren Gefängnis. Das Urteil ist sofort rechtskräftig.

## Anschlag auf Schnellzug Berlin-Moskau

### Feldgeschützgranate auf den Schienen.

Riga, 20. September.

Am Montagabend wurde, wie erst jetzt bekannt wird, auf den Schnellzug Moskau-Berlin ein lehtländisches Gebiet westlich Dünaburg ein Sprengstoffanschlag verübt. An den Schienen war mit Draht eine scharfe noch aus der Kriegszeit stammende deutsche Feldgeschützgranate befestigt. Die Zünder waren so angebracht, daß bei einer Verührung mit den Rädern die Explosion erfolgen mußte. Glücklicherweise schoben die Räder des Schnellzuges die Granate beiseite, wodurch eine Explosion vermieden wurde. Die sofort angestellten polizeilichen Nachforschungen sind bisher ergebnislos verlaufen.

## Der Wintergarten

hat die Herbstsaison mit einem hervorragenden Programm eingeleitet. Das Danelma-Ballett ist wieder eingekehrt, tanzt seinen schnell beliebt gewordenen Cancan, aber auch einen neuen spanischen Tanz, den Fado, in der Musik dem Rumba ähnlich. Rudi Groof ist einer der besten Tonimitatoren, die der Wintergarten je auf der Bühne hatte, er würzt seine Darbietungen mit allerlei Scherzen. Die drei Swifts, Keulenjongleure von Beltruf, sind gleichfalls im Wintergarten eingekehrt. Die beiden Hartwells zeigen Schwungseilakrobatik in höchster Vollendung. Die vier Refuas wirbeln auf Rollschuhen über ein rundes Podium, das leider zu weit im Hintergrund der Bühne steht. Mercadante, eine schöne neapolitanische Mandolinenvirtuosin, entlockt ihrem Instrument einschmeichelnde Melodien. Paul Beckers bringt als Hofmusikant die Vacher auf seine Seite, aber im zweiten Teil als Saxophonspielender Hafenmatrose verpuffen seine Scherze. Die tönende Filmrevue zum Schluß verdient wieder Anerkennung.

# Es gibt kein „loses“ Persil!

# Persil *edA* nur in Originalpackung!



# IRMGARD KEUN: Gilgi eine von uns

201

Gilgi sitzt zu Hause am Kaffeetisch. Herr Kron liest die Zeitung, Frau Kron schlürft den Kaffee, Gilgi streicht sich ihre Brötchen. Keiner spricht. Wie gewöhnlich. Aber Gilgi kommt das Schweigen heute morgen unheimlich vor. Natürlich haben die gehört, daß sie wieder erst gegen Morgen nach Hause gekommen ist. „Ich hab' bei Olga geschlafen“, erzählt sie unausgefordert. Herr Kron brummt was Undeutliches, Frau Kron stüpft Bröckchenkrümel vom Tisch auf und sagt kein Wort. Das Schweigen wird peinlich. Gilgi ist rot geworden vor Scham und Ärger über ihre dumme Ausrufe. Hat sie das nötig? Ist sie nicht selbständig und erwachsen? Kann tun und lassen, was sie will?

Herr Kron faltet die Zeitung zusammen, geht aus dem Zimmer und vermeidet allzu auffällig, seiner Frau einen Blick zuzumerken. Sein breiter Rücken sieht böse und entschlossen aus, als er sich zur Tür hinauschiebt, so nach: dulde das nicht — sowas — in meinem Hause! Und Gilgi findet betäubt, daß er von seinem Standpunkt aus recht hat, der Rücken. Und natürlich haben die beiden Kronen gesprochen über sie, über... es ist unerträglich, zu wissen, daß sie über sowas gesprochen haben, so unsagbar peinlich.

„Gilgi“, sagt Frau Kron plötzlich mit leicht jammerndem Unterton in der Stimme und vergißt ganz ihren lässlichen Dialekt. „Gilgi, du tust doch nichts Schlechtes, du bist doch nicht schlecht, du bist doch nicht so eine?“ Gilgi verkrampft die Hände, bis die Knöchel sich wachweiß von der Handfläche abheben. Das ist furchtbar, so ein Gespräch! Sie hätte schon längst von hier fortziehen sollen. Die Mutter bohrt ihr fragende Blicke ins Gesicht. Das ist nicht zum Aushalten. „Du warst doch nicht etwa bei einem Mann in der Nacht, Gilgi?“ Gilgi schämt sich unbegreiflicherweise — für die Mutter. Daß die das so aussprechen kann! Vorwurf, Teilnahme, Interesse, Neugier — alles berechtigt — ja doch, ja — aber so ekelhaft. Alles zwischen Martin und mir, das geht doch nur mich an. Daß sie nicht begreift, daß sie sich da nichts vorstellen darf — ich tu' das doch auch nicht — ich denk' doch auch nicht an Dinge zwischen ihr und ihrem Mann.

„Gilgi, du hast doch nichts Häßliches getan?“

„Was du häßlich nennst, Mutter — wird immer und nur häßlich, wenn ein Dritter darüber denkt und spricht.“ Gilgi hofft brennend, die Mutter würde verstehen, daß diese Unterhaltung unmöglich ist. Die aber hört nur die Bestätigung für Befürchtetes. „Gilgi, ich hätte nie gedacht, daß du...“, sie weint leise — „du warst so ein braves Mädchen, da hat dich einer hypnotisiert, da hat dich einer verführt, warum ist er nicht ins Haus gekommen, wie sich das gehört?“ Ach, du allmächtiger Gott, wie während sie bemüht ist, eine Schuld von mir abzuwälzen — eine Schuld, die überhaupt nicht existiert. Und Gilgi möchte so gerne erklären: daß sie den Martin lieb hat, daß sie sehr froh zusammen sind; und das Ganze ist das Einfachste, Normalste, Natürlichste von der Welt. Aber hier im Zimmer ist gar nichts einfach, hier ist alles furchtbar dunkel und kompliziert und widerlich dramatisch.

Die Mutter schluchzt. Das sollte einen weich machen, macht einen aber wütend. Himmelsheilig, was ist denn da tragisch zu nehmen? Hör' doch auf, du. Ein böses Gefühl steigt in Gilgi auf: Fremdheit — Abneigung — Feindseligkeit. Frau Kron hebt den Kopf: „Wer ist es denn eigentlich? Und Gilgi?“ — ihre Stimme wird hoffnungsvoll — „wird er dich heiraten?“

„Na, das hat mir noch gefehlt! Gilgi steht auf: „Ob — er mich heiraten wird? Weiß ich nicht. Ich werde ihn nicht heiraten — das weiß ich.“

Gilgi verschwindet in ihr Zimmer und riegelt die Tür hinter sich zu. Sie angelt ihren großen Koffer vom Schrank herunter, packt ein: Kleider, Wäsche, Schuhe. Hastig schnell, leise, behutend. Neben dem Elternschlafzimmer unterscheidet sie Herrn Kronens brummelnden Dortmunder Union-Baum und Frau Kronens aufgereagtes Flüster. Sie muß fort — das einzig Anständige, was sie tun kann. Ach, sie versteht sehr gut, daß die Eltern empört sein müssen über sie, die haben so festgewurzelte moralische Anschauungen, die lassen sich nicht von heut' auf morgen über den Haufen werfen. Sie hält inne mit Baden: hört nebenan den Vater was von „Nachtwort sprechen“ sagen. Herrgott, ist das eine lächerliche, armselige Geschichte. Hastiger als zuvor wirft sie Wäschestücke in den Koffer. Schnell fort. Ist die einzige Lösung. Man kann doch nicht hierbleiben, sich als Feindbild behandeln, großmütig verzeihen lassen, wo's gar nichts zu verzeihen gibt. — Von außen wird die Klinke niedergedrückt: „Gilgi!“ — Herrn Kron's Stimme klingt gereizt. Daß die Tür verschlossen ist, läßt ihn wütend werden: „Entweder du bist heut

aber um acht im Haus oder du brauchst überhaupt nicht mehr wiederzukommen!“ Stapfende Schritte, und mit heftigem Penggg fällt die Flurtür ins Schloß.

Gilgi trampelt mit beiden Beinen auf dem Koffer herum, bis das Schloß zugeht. Leise öffnet sie die Tür, hört Frau Kron in der Küche hingehungspoll mit der Pufffrau janken: „An wenn Ihnen die Butter nicht gut genug is...“

„In andere Häuser...“

„Ich krieg zehnfachen Ersatz für Sie.“

„Die schweren Rüsseimer runtertragen un Kohlen aufem Keller eraufschleppen un dann ranzige Butter zum Frühstück...“

„Die Butter is nich ranzig.“

„Die is doch ranzig...“

Mit unsäglicher Mühe schleppt Gilgi den schweren Koffer die Treppen hinunter, die rechte Schulter wird ihr ganz schief gezogen.

## Zugvogel: Vagabunden im Herbst

Schon zieht der Herbst herauf. Die Buchentronen sind mit einem goldgelbschimmernden Saum überreift, blutrote Fischen tauchen auf, hellgelbe Lärchen, goldblumleuchtende Birken und schweißgelbe Ahorne, reines, edles Mahagonibraun überzieht die Eichen, und das flammendste Rot, das wir in der Natur haben, wird vom wilden Wein und vom Eßigbaum ausgeleitet. Die Dörfer atmen einen herbbliesigen Duft aus. Es riecht, als wenn grünes Holz verbrannt wird und wie saure Milch.

Gestern hat es geregnet. Ich hatte im Walde übernachtet und als ich wach wurde, jagten bleigraue Wolke über den Himmel. Zwischen dem Füllgrün der Äste piff der Wind. Als ich auf die Sandströme kam, fielen die ersten Tropfen. Bald nahmen die Schattenteile eine stahlblaue Farbe an. Der Wind peitschte mir den Regen ins Gesicht. Von dem Hutrande klingelten die Tropfen, die Feuchtigkeit sammelte sich in den Rostfalten. Ich suchte in einer Feldscheune Zuflucht. Durch die Ritzen in den Wänden, durch die Löcher im Dach kam der Regen. Ich trock unter einen Strohhafen. Ich verwickel den Tag und fischte Trüme aus den bewegten Leihen des Strohs. Abends meckte mich eine verblühene Sonne aus den silbergelben Halmen.

In der Fremdenstube der Herberge war eine dampftrübe Luft. Um den fettigen Tisch drängten sich die verwirrten Gestalten der Kunden. Ein buckliger Hausierer, der seinen Kasten mit Zwirn, Gummiband und Druckknöpfen durch ganz Deutschland schleppt, verlor sich in einem Zeitungsblick mit der Inbrunst eines Menschen, der nur zeitweise eine Zeitung zu lesen bekommt. Er las den politischen Teil und den unterhaltenden mit Andacht und verwandte viel Zeit auf die Nachrichten aus der Provinz. Zulezt machte er sich über die Anzeigen her, wie ein Feinschmecker über den Nachtisch, der ihm Zusammenfassung und Höhepunkt eines Mahles ist, dessen Ende er bedauert. Umständlich faltete der Alte die Seiten. — Drei Mann drohten mit abgegriffenen Karten einen Stat. Sie rauchten Zigaretten, die aus Zeitungspapier und zerblätternen Zigarettenstummeln gedreht waren. Der Geruch des schwelenden Zeitungspapiers vermischte sich mit den Ausdünstungen der feuchten Kleider.

Der „Bize“, der Vertreter des Herbergswaters, ließ uns antreten und besah unsere Hemden, ob sie sauber waren. Weil keiner etwas verzehrte, mußten wir schon um 7 Uhr schlafen gehen: für Kartenspieler und Zeitungsläser zündet der Herbergswater kein Licht an.

Wir mußten noch unten, in den Keller. Der Bize leuchtete uns die lebensgefährlichen Stufen hinunter. Die Flamme seiner Kerze zuckte im Luftzug auf und nieder. Unsere Schatten an den feuchten Wänden waren groteske Zerrbilder unserer Umrisse. Wir spürten den feuchten Modergeruch des Kellers. Der Bize wartete, bis wir auf die Holzpritschen gekrochen waren, die an den Wänden übereinander aufgestellt waren wie die Kojen in den Schiffskabinen. Nur: diese Schlafpritschen ähnelten den Regalen, die in den Gemütskellern zum Aufbewahren von Aepfeln und Kartoffeln dienen. Keiner von uns legte seine Kleider ab. Jeder drehte sich in eine der bereitliegenden zerrissenen Decken, die übel rochen und schmutzig waren. Der Bize klapperte die Kellertreppen hinauf. Es war dunkel... Von irgendwo aus dem Hause klangen die Töne eines Posaunenchores zu uns herunter. Sie spielten eine fromme Melodie. Die Britische war hart. Mich fror. Ich vergrub die Hände in die Hosentaschen und krümmte mich unter der Decke. Meine Zähne schlugen aufeinander. Nicht bei mir klapperte es auch, ganz leise, taa, taa, taa... Ein Rumpel kuckte böse. Aber was hast es? Die feuchte Kälte kroch den Rücken entlang. Ich konnte nicht einschlafen. Neben mir auf der Britische tönte jemand. Das helle Quadrat des Fensters mit dem dunklen Gitter der Gitterstäbe war sichtbar. Oben bliesen sie noch immer an der frommen Weise. — Endlich stieß ich in einen bleischweren, traumlosen Schlaf.

die Hand tut ihr weh... draußen fährt ein leeres Taxi vorbei — Haast!

„Was ist denn, Gilgichen? Mitten in der Nacht kommst du an — mit einem Kissenkoffer?“

„Es ist neun Uhr morgens, Martin“, lacht Gilgi trübe und läßt den Koffer mit einem Plumps mitten ins Zimmer fallen.

„Freu' mich, daß du da bist“, sagt Martin einfach und überzeugend. Noch etwas verschlafen, sieht er abwechselnd auf das ungewohnt elegische Gilgi-Mädchen und auf den Koffer. Sein Haar ist verstruppelt, auf der linken Backe hat sich das Muster von der Kopfstiftenspitze abgedrückt, über den Bajama hat er einen alten, zerzausten Regenmantel geworfen. Er sieht ein bißchen nach Flüchtling, Nachtlager von Granada oder Nicht-Bentkeman-Einbrecher aus. Langsam fährt er sich mit dem Handrücken über das hart bestoppelte Kinn und wird plötzlich wach. „Wart' einen Augenblick! Bevor du mit deiner zweifelslos langwierigen Erklärung anfängst, möcht' ich dir einen Ruf geben, dazu muß ich mich erst waschen und rasieren.“ Mit Narmi-Geschwindigkeit stürzt er ins Badezimmer.

Und Gilgi tut etwas, was sie noch nie getan hat, etwas, das für sie verwirrender und ungeheurer ist, als ihre Flucht von zu Haus: sie telephoniert ins Geschäft, läßt sich mit Herrn Reuter verbinden: „... fühl' mich so krank und elend...“

„Doch keine Grippe?“

„Nein, nein, nur...“

„Im Bett bleiben...“

„Ja, morgen ist sie wieder da...“

„Gute Besserung“ — „Danke.“

Sie legt den Hörer auf, kommt sich pflichtvergessen, unfair, faul und schlampig vor. Setzt sich auf ihren Koffer, heult ein bißchen, freut sich dann wieder, daß sie nun den ganzen Tag bei Martin sein wird, und hat ein schlechtes Gewissen, weil sie sich freut. Fühlt einen ziehenden Schmerz, als ihr das Endgültige ihrer Trennung von den Kronen dunkel aufdämmert, sehnt sich plötzlich ganz sinnlos nach dem abernen, grünplüschigen Washington-Zimmer und schüttelt sich bei dem Gedanken, noch einmal da zu sitzen — es ist ein furchtbares Durcheinander, ihr ganzes Innere ist zum Kriegsschauplatz wüst streitender Empfindungen geworden, alles rollt, saust, wackelt, nichts steht fest — nur Martin. Der erscheint stolz mit einem Tablett, hat sich in der kurzen Zeit nicht nur fix und fertig angezogen, sondern auch schnell noch Kaffee gekocht. Brötchen, Butter, Jam, Honig — alles da. Mit ein paar Griffen baut er den Kaffeetisch auf, bricht nebenbei schnell mal einer Tasse den Henkel ab. Schmeißt die Honigbüchse äußerst geschickt gerade auf das schmale Spältchen nackten Parkettfußboden zwischen Läufer und Teppich, wo sie sich mit einem sanften Knacks in Scherben auflöst. (Fortsetzung folgt.)

Erfolg. Aber der Engel des Schicksals hielt seine Hand über meinem Haupt und zwang mich, weiter zu suchen. Ich hatte kaum meine Arbeit wieder begonnen, als ich eine klare und fast vollkommen freisrunde Umrislinie von etwa 12 Mikrons (1 Mikron = 1 millionstel Millimeter) im Durchmesser erblickte. Ich forschte nun weiter. Da war noch eine andere und dort wieder eine genau solche Zelle. In jeder Zelle war ein Bündel winziger Körnchen, pechschwarz, ganz so wie die schwarzen Pigmentkörnchen des Plasmodium.

Wie Roß bald zweifelsfrei feststellen konnte, waren es Malaria-Mikroben, die er im Magen der Biene entdeckt hatte, und nun war das große Geheimnis kein Geheimnis mehr. Der Kampf gegen diese Malariaerregung konnte aufgenommen werden durch die Vernichtung der Brutplätze der Moskito, und seitdem ist eine außerordentliche Abnahme der Erkrankungen eingetreten. Kulturorten, wie der Bau des Panama-Kanals, der in den malarieversehten Gebieten auf die größten Hindernisse stieß, wurden erst jetzt ausführbar.

## Die erste deutsche Biberfarm

Um die letzten Eibiber zu erhalten, besteht zwischen Anhalt und Magdeburg eine Kolonie, die unter Naturschutz steht und deren Vermehrung nur langsam fortschreitet. Während diese Anlage nur der Erhaltung eines „Naturdenkmals“ gilt, hat man in neuester Zeit aus praktischen Gründen eine Biberfarm eingerichtet, die die Bedeutung des Biber als Pelzlieferant dartun soll. Ueber diese erste deutsche Freilandbiberfarm, die seit dem Spätkommer 1928 mit kanadischen Bibern in Dinnies bei Borkow in Mecklenburg eingerichtet wurde, berichtet Dr. H. W. Friedländer in der „Umschau“. Der Biber kann nur in einem Gelände mit fließendem Wasser gedeihen, dessen Fläche an den Rändern mit Schilf und Wasserrosen bewachsen ist. Außerdem müssen Weichhölzer, wie Pappeln, Weiden, Erlen usw. vorhanden sein, da der Biber sich von der Rinde der Stämme und den jungen Blättern nährt und das entrindete Holz zum Bau von Burgen und Dämmen benützt. Der Wasserstand darf nie so niedrig sein, daß das Wasser im Winter ganz friert, denn der Biber hält seinen Winterschlaf und muß daher die Möglichkeit haben, unter der Eisdecke zu schwimmen. Alle Forderungen sind nun auf der Biberfarm in Dinnies erfüllt. Um den Tieren auch das für sie wichtigste Holz, die Pappel, zugänglich zu machen, hatte der Züchter zahlreiche dieser Bäume angepflanzt und um den See herum eine Reihe künstlicher „Burgen“ erbaut, die teils aus festem Astgerüst, teils auch nur mit Schilf umklebten Holzstößen bestehen. In diese mit solcher Sorgfalt vorbereitete Farm wurden 1928 15 Paar Biber eingesetzt, und schon im Juni 1929 zeigten sich die ersten Jungtiere. Der Biberstand ist heute auf 60 Tiere angewachsen, doch könnte das Gelände etwa 200 Bibern zur Wohnstätte dienen. Jedenfalls ist mit dieser Pionierarbeit gezeigt, daß die Züchtung des Biber in Deutschland möglich ist, und manche sonst brock liegenden Teich- und Forstgebiete könnten dazu benützt werden.

## Ins Weite

Das geht so fröhlich  
Ins Allgemeine!  
Ist leicht und fellig,  
Als wir's auch reine  
Sie wissen gar nichts  
Von stillen Riffen;  
Und wie sie schiffen,  
Die lieben Heitern,  
Sie werden, wie gar nichts,  
Zusammen scheitern.

(Gosthe.)



